Genius

des

Christenthums.

Von dem

Vicomte v. Chateaubriand.

Uebersetzt

von

Professor Schneller.

Zweiter Theil.

Freiburg im Breisgau.
Druck und Verlag von Friedrich Wagner.

1 8 2 8.

Genius des Christenthums.

Erster Haupttheil.

Glaubenssätze und Lehre.

Viertes Buch.

Fortsetzung von den Wahrheiten der Schrift. Einwürfe gegen das System des Moses.

Erster Abschnitt.

Zeitrechnung.

Seitdem einige Gelehrte behaupteten, die Welt trage in der Geschichte des Menschen oder in der Geschichte der Natur die Spuren eines zu hohen Alterthums, um den von der Bibel ausgesprochenen neuen Ursprung ihr zu geben, begann man den Sanchoniaton, den Porphyrius, die Sanskrit-Bücher u. s. w. anzuführen. Haben die Verehrer dieser Gewährsmänner stets in den Quellen selbst geforscht?

Für's erste erscheint es ein wenig verwegen zu behaupten, daß Origines, Eusebius, Bossuet, Pas-

cal, Fenelon, Baco, Newton, Leibnitz, Huet und so viele Andere entweder Unwissende, oder Einfältige, oder gar Niederträchtige waren, welche gegen ihre innerste Ueberzeugung sprachen. Dennoch glaubten sie an die Wahrheit der Geschichte des Moses, und man kann nicht läugnen, daß diese Männer eine Wissenschaft besaßen, neben welcher unsere Gelehrsamkeit unbedeutend erscheint.

Die neueren Gelehrteu beseitigten also, um mit der Zeitrechnung zu beginnen, ganz spielend die unübersteiglichen Hindernisse, vor welchen Scaliger, Petav, Uscher, Grotius erschracken? Sie würden über unsere Unwissenheit lachen, wenn wir sie fragten: Wann begannen die Olympiaden; wie stimmen sie zu den Rechnungsweisen nach Archonten, nach Ephoren, nach Aedilen, nach Consuln, nach Regierungen, nach pythischen, nemeischen und säcularischen Spielen; wie lassen sich alle Kalender der Völker vereinen; auf welche Weise läßt sich das alte Jahr des Romolus von zehn Monaten und 354 Tagen mit dem Jahre des Numa von 355 Tagen, und mit jenem des Julius Cäsar von 365 Tagen ausgleichen; durch welches Mittel vermeidet man die Irrthümer, wenn man diese nämlichen Jahre auf das gemeine attische Jahr von 354 Tagen und auf das embolismische Jahr von 384 Tagen zurückführt?

Dennoch gibt es noch andere Schwierigkeiten in Rücksicht der Jahre. Das alte jüdische Jahr bestand aus 354 Tagen; dazu setzte man am Ende des Jahres bisweilen zwölf Tage, bisweilen einen Monat von dreißig Tagen, welchen man nach dem Monate Adar zur Vollständigkeit des Sonnenjahres einschob. Das neue jüdische Jahr zählt zwölf Monate, und nimmt von neunzehn Jahren sieben mit dreizehn Monden. Das syrische Jahr wechselt ebenfalls, und besteht aus 365 Tagen. Das türkische und arabische Jahr erkennt 354 Tage, und empfängt in neunundzwanzig Jahren eilf Schaltmonate. Das ägyptische Jahr theilt sich in zwölf Monate von dreißig Tagen, und fügt dem letzten fünf Tage bei; ihm ähnelt das persische Jahr, Irzdegerdisch genannt. *)

Außer solchen tausend Arten des Zeitmaaßes haben alle diese Jahre weder die nämlichen Anfangspunkte, noch die nämlichen Stunden, noch die

*) Das zweite persische Jahr, Gelalean oder Dscheladdinisch genannt, beginnt das Jahr der Welt mit 1689, und übertrifft an Genauigkeit alle bürgerlichen Jahre, indem es die Sonnenstillstände so wie die Tag- und Nacht-Gleichen genau auf die nämlichen Tage zurück führt. Es entstehet mittelst einer Einschaltung, welche sechs oder sieben Male in vier, und dann einmal in fünf Jahren sich wiederholt.

nämlichen Tage, noch die nämlichen Abtheilungen. Bei den Juden (so wie bei allen Morgenländern) beginnt das bürgerliche Jahr mit dem Neumond des Septembers, das kirchliche Jahr aber mit dem Neumond des März. Die Griechen rechnen den ersten Monat ihres Jahres von dem Neulichte, welches auf den Sonnenstillstand im Sommer folgt. Unserm Monat Junius entspricht der erste Monat des Jahres der Perser; China und Indien aber beginnen mit dem ersten Neulichte des März. Wir sehen überdem astronomische und bürgerliche Monate, welche man als lunarisch und solarisch, als synodisch und periodisch abtheilt; wir sehen die Abtheilung der Monate nach Kalenden, Iden, Decaden, Wochen; wir sehen Tage von zweierlei Art, künstliche und natürliche; diese beginnen mit Sonnenaufgange, wie bei den alten Babyloneru, Syrern, Persern; jene beginnen mit Sonnenuntergange, wie in China, in dem jetzigen Italien, und wie einst bei den Athenern, Juden und den Barbaren des Nordens. Die Araber beginnen ihre Tage um Mittag; das jetzige Frankreich rechnet von Mitternacht, so wie England, Deutschland, Spanien und Portugal. Endlich bringen sogar die Stunden Schwierigkeit in die Zeitrechnung, indem sie sich als babylonisch, italisch und astronomisch unterscheiden; wollte man noch etwa weiter gehen, so sähen wir nicht mehr sechzig Minuten in einer en-

ropäischen Stunde, sondern tausend und achtzig Scrupeln in der chaldäischen und arabischen Stunde.

Man bezeichnet die Chronologie als die Fackel der Geschichte; *) wollte Gott, daß wir keine andere besäßen, um uns über die Laster der Menschen aufzuklären. Wohin gelangen wir, wenn wir zum Ueberreste der Verwirrung noch in die Perioden, Aeren und Epochen uns verwickeln? Die victorinische Periode von fünf hundert zwei und dreißig Jahren entsteht aus der Multiplication der Cyclen der Sonne und des Mondes. Die nämlichen Cyclen, multiplicirt mit der Indiction, geben die siebentausend neunhundert achtzig Jahre der julianischen Periode. Die Periode von Constantinopel, welche mit der julianischen eine gleiche Anzahl Jahre zählt, beginnt nicht mit der nämlichen Epoche. In Rücksicht der Aeren rechnet man da nach dem Jahre der Schöpfung, **) dort nach Olympiaden, ***) nach der Gründung Rom's, ****) nach

---

*) „Die Chronologie ist nur ein Haufen von Seifenblasen; alle fielen, welche darauf als einem festen Boden zu gehen gedachten. Wir haben heut zu Tage achtzig Systeme; davon ist nicht Eines wahr.“ Voltaire. Questions encyclop. Art. Chronologie. Tome III. p. 59.

**) Diese Epoche unterscheidet man als die griechische, jüdische, alexandrinische u. s. w.

***) Die griechischen Geschichtschreiber.

****) Die römischen Geschichtschreiber.

der Geburt Jesu Christi, nach der Epoche des Eusebius, nach den Seleuciden, *) nach Nabonassar, **) nach den Martyrern. ***) Die Türken haben ihre Hedschira, ****) die Perser ihr Jezdegerdic. †) Noch immer rechnet man nach der julianischen, gregorianischen, iberischen ††) und actianischen †††) Aere. Wir wollen nicht sprechen von dem Arundel'schen Marmor, von den Denkmünzen und Denkmalen aller Arten, welche neue Verwirrungen in die Zeitrechnung bringen. Kann nun ein aufrichtiger Mann, wenn er bloß einen einzigen Blick auf unsere Blätter geworfen, läugnen, daß die Geschichte, durch diese unbestimmten Arten die Zeit zu berechnen, in ein schreckliches Chaos sich verwandeln muß? Die Jahrbücher der Juden sind,

---

*) Der Geschichtschreiber Josephus.

**) Ptolemaios und einige Andere.

***) Die ersten Christen bis A. D. 532, und noch jetzt die Christen in Abyssinien und Aegypten.

****) Die Morgenländer stellen sie nicht wie wir.

†) Name eines Perser-Königes, welcher in einer Schlacht gegen die Saracenen fiel, im Jahre unserer Zeitrechnung 632.

††) Ihr folgte man auf den Kirchenversammlungen und auf den alten Denkmalen Spanien's.

†††) Sie trägt ihren Namen von der Schlacht bei Actium; Ptolemäus, Josephus und Censorius brauchen sie.

sogar nach dem Ausspruche der Gelehrten, die einzigen, deren Zeitrechnung einfach, geregelt und lichtvoll erscheint. Warum uns also mit einem glühenden Eifer für Gottlosigkeit die Köpfe zerbrechen mit den unfruchtbaren und unauflösbaren Streitigkeiten über die Zeit, da wir den gewissesten Faden besitzen, um uns in der Geschichte zu leiten? Hierin liegt ein neues Zeugniß für die Wahrheit der Schrift.

Zweiter Abschnitt.

Logographie und Geschichtereignisse. Wort und That.

Nach den Einwürfen gegen die Zeitrechnung der Bibel kommen diejenigen, welche man gegen die Thatsachen der Geschichte selbst richtet. Man stützt sich auf die Ueberlieferung der Priester von Thebä, welche dem Königreiche von Aegypten achtzehntausend Jahre bestimmte, und beruft sich auf ein noch vorhandenes Verzeichniß der Dynastieen dieser Könige.

Plutarch, welchen man nicht in den Verdacht des Christenthums bringen wird, mag einen Theil der Antwort übernehmen. «Obschon, sagt er,

das Jahr der Aegypter nach einigen Schriftstellern aus vier Monaten bestand, so enthielt es dennoch im Anfange Einen, indem es einen einzigen Umlauf des Mondes umfaßte. Da sie aber einen einzigen Monat zum Jahre machten, erschien die Zeit seit ihrem Ursprunge außerordentlich lang, und obschon sie ihr Land sehr spät bewohnten, galten sie doch für das älteste Volk der Welt.»*) Uebrigens wissen wir aus Herodot, **) Diodor von Sicilien, ***) Justin, ****) Jablonsky, †) Strabo, ††) daß die Aegypter ihren Stolz darein setzen, ihren Ursprung in das Dunkel der Zeiten zu rücken, und so zu sagen ihre Wiege in den Jahrhunderten zu verbergen.

Die Anzahl ihrer Regierungen kann nicht in Verlegenheit setzen. Gewiß bestanden die ägyptischen Dynastieen aus gleichzeitigen Königen; überdem liest man in den morgenländischen Sprachen das nämliche Wort auf fünf oder sechs verschiedene Weisen, und unsere Unwissenheit machte oftmals aus der nämlichen Person fünf oder sechs verschiedene Menschen. †††) Gerade so gieng es

---

*) Plut. iu Num. 30. **) Herod. lib. II. ***) Diod. lib. I. ****) Inst. lib. I. †) Jablonsk. Panth. Egypt. lib. II. ††) Strab. lib. XVII. †††) Nur ein Beispiel statt tausend. Das Monogramm des Fo-hi, eines Gottes der

mit den Uebersetzungen des nämlichen Namens. Den Athoth der Aegypter übersetzt Eratosthenes als *Ερμογενες*, welches im Griechischen der Gelehrte bedeutet, was auch Athoth im Aegyptischen bezeichnet; nun machte man zwei Könige aus Athoth und Hermes oder Hermogenes. Aber der Athoth des Manethon vervielfältigt sich nochmals, er wird zum Thoth des Platon; und in der That zeigt der Text des Sanchoniathon dieß als den ursprünglichen Namen. Der Buchstabe A gehört zu denjenigen, welche man in den morgenländischen Sprachen hinzusetzt oder hinwegschneidet nach Wohlgefallen; darum übersetzt der Geschichtschreiber Josephus mit Apachnas den Namen des nämlichen Mannes, welcher bei Africanus Pachnas heißt. Also erscheinen Thoth Athoth, Hermes oder Hermogenes, oder Mercurius als fünf berühmte Männer, welche fast zwei Jahrhunderte ausfüllen; und dennoch sind diese

---

Chinesen, ist ganz gleich dem Monogramme des Menes, eines Gottes der Aegypter. Ueberdem sind die morgenländischen Schriftzüge nur allgemeine Zeichen der Vorstellungen, welche jeder in seine Sprache so übersetzt, wie wir etwa die arabischen Zahlen. So z. B. heißt die Zahl 12 bei dem Italiener duodecimo, indeß sie der Engländer mit twelve ausdrückt, und der Franzose als douze ausspricht.

fünf Könige nur ein einziger Aegypter, welcher vielleicht nicht sechzig Jahre lebte. *)

---

*) Gelehrte, welche übrigens sehr unterrichtet seyn mochten, beschuldigten die Juden der Verstümmelung geschichtlicher Namen. Ist es ihnen entgangen, daß vorzüglich die Griechen es sind, welche die Namen der Menschen und Orte, besonders des Morgenlandes entstellten? (Man sehe Boch. Geog. Sac. Camb. on Sanch. Saur. sur la Bible. Danet. Bayle. u. s. w.) Die Griechen glichen hierin wie in vielem Andern den Franzosen. Würde Livius, wenn er wieder zur Welt käme, sich in dem Worte Tite-Live wieder erkennen? Aber dieß geht noch weiter. Tyr trägt noch heut zu Tage bei den Morgenländern den Namen Asur, oder Sour, oder Sür. Die Athener selbst mußten Tyr oder Tür sprechen, denn der Buchstabe, welchen wir das griechische Y nennen, und auch wie Y aussprechen, ist nichts als das Ypsilon oder kleine Ü der Griechen.

So findet sich leicht Darius in Assuerus. Das A am Anfange gehört wie gesagt zu jenen beweglichen Buchstaben, welche bisweilen unterschrieben, bisweilen unterdrückt werden. Es bleibt also Suerus. Aber das Delta oder große D der Griechen ähnelt dem Sameck oder großen S der Hebräer. Das erste bildet ein Dreieck, das zweite ein stumpfwinklichtes, oft sogar ein krummlinichtes Parallelogramm mit einer rechtwinklichten Grundlinie. Das Delta der alten Handschriften, der Denkmünzen und

Doch warum sollen wir Gewicht legen auf die Streitigkeiten der Wortschrift, da wir nur das

---

der Denkmale schließt sich fast niemals in den Winkeln. Das S der Hebräer umbildete sich in das D der Griechen, und diese Veränderung der Buchstaben treffen wir oft im ganzen Alterthume.

Verbindet man mit diesen Irrthümern der Schriftzüge die Irrthümer der Aussprache, so wächst die Wahrscheinlichkeit. Gesetzt, ein Franzose höre aus dem Munde eines Engländers das Wort through (hindurch), und wolle es sprechen oder schreiben, ohne die Kraft und Gestalt des th zu kennen, so müßte er nothwendig entweder Zrou oder dsrou oder einfach trou schreiben. Ebenso verhält es sich mit dem Sameck oder S der Hebräer. Der Klang dieses Buchstabens ist, wenn wir den Punkten der Massora folgen, gemischt und nähert sich sehr dem D. Die Griechen, welche das Th der Engländer, aber nicht das S der Hebräer besaßen, sprachen und schrieben nothwendig Duerus anstatt Suerus. Von Duerus in Darius geschah der Uebergang leicht, denn wie man weiß bedeuten die Selbstlaute wenig in der Ableitung, weil jedes Volk die Klänge derselben ins Unendliche verändert. Will man aber sich Scherze erlauben auf Kosten der Offenbarung, der allgemeinen Sittenlehre, der Völkerruhe und des Menschenglücks, so sollte man sich doch vor großen Unwissenheiten sicher stellen, ehe man sich einer so unheilbringenden Witzelei überläßt.

Buch der Geschichte öffnen dürfen, um uns von dem späten Ursprunge des Menschen zu überzeugen. Mag man sich immer verschwören mit erdichteten Jahrhunderten, deren Vater die Zeit nicht ist; mag man immer multiplizieren und voraussetzen den Tod, um seine Schatten zu borgen; alles dieß vermag nicht den Satz zu vernichten: Das Menschengeschlecht ist nur von Gestern. — Die Namen der Erfinder der Künste sind uns so bekannt, wie die eines Bruders oder Großvaters. Hypsuranius erbaute die Hütten von Schilfrohr, wo die erste Unschuld wohnte; Usous bedeckte seine Nacktheit mit Thierfellen, und wagte sich ins Meer auf einem Baumstamme; *) Tubalcain gab das Eisen in die Hand der Menschen; **) Noe oder Bacchus pflanzte den Weinstock; Cain oder Triptolemos krümmte die Pflugschaar; Agrotes; ***) oder Ceres sammelte die erste Erndte. Die Geschichte, die Arzneikunde, die Feldmessung, die Künste des Geschmacks, der Gesetze kamen nicht früher auf die Welt; wir verdanken sie dem Herodotos, Hippokrates, Thales Homeros, Dädalos, Minos. Den Ursprung der Könige und der Städte berichten uns Moses,

---

*) Sanch. ap. Eus. Praep. Evang. lib. I. cap. 10.
**) Genes. cap. 4. v. 22.
***) Sanch. loer cit.

Platon, Justinus und einige andere; wir wissen wann und warum die verschiedenen Formen der Regierung bei den Völkern sich begründeten. *)

Erstaunt man aber vor der Größe und Herrlichkeit der ersten Städte Asien's, so entweicht diese Schwierigkeit leicht bei der Beobachtung des Genie's der Morgenländer. In allen Zeitaltern erbaueten diese Völker ungeheure Wohnplätze, ohne daß man daraus günstig auf ihre Civilisation, und folglich auf ihr Alterthum schließen kann. Der Araber, entflohen dem glühenden Sande, wo er sich glücklich schätzte, drei oder vier Klafter Schatten unter einem Gezelte von Schaffellen zu gewinnen, dieser Araber errichtete fast unter unsern Augen riesenhafte Städte, ungeheure Herrschersitze, wo der Bewohner der Wüsten gleichsam seine Einöde einzuschließen gedachte. Die Chinesen, so wenig fortgeschritten in deu Künsten, besitzen ebenfalls die größten Städte des Erdbodens mit Gärten, Mauern, Palästen, Seen und Wasserleitungen, gleich jenen des alten Babylons. **) Endlich wir selbst! geben wir nicht ein auffallen-

*) Vid. Moys. Pent. Plat. de Lag. et Tim. Just. lib. II. Herod. Plut. in Thes. Lycurg. Sol. etc.

**) Vid. P. du Hald. Hist. de la Chine. Lettr. édifiant. Lord. Mac. Amb. to. Chi. etc.

des Beispiel von der Schnelligkeit, mit welcher die Völker sich entwickeln? Vor kaum zwölf Jahrhunderten glichen noch unsere Stammväter an Rohheit den Hottentoten, und heut zu Tage übertreffen wir die Hellenen in den Verfeinerungen des Geschmacks, des Luxus und der Künste.

Die allgemeine Logik der Sprachen bietet keinen statthaften Grund für das hohe Alterthum des Menschengeschlechtes. Die Idiome des urväterlichen Morgenlandes verkünden keine in der Gesellschaft altgewordene Völker; sie zeigen im Geg..theile den Menschen sehr nah an der Natur. Ihr Sprachbau ist äußerst einfach; die Hyperbel, das Gleichniß, die poetischen Figuren kehren immer zurück, und man findet kaum einige Worte für die Metaphysik der Ideen. Es wäre unmöglich, im Hebräischen die Gottesgelehrtheit dar christlichen Glaubenssätze deutlich vorzutragen. *) Nur bei den Griechen und bei den neuen Arabern findet man die zusammengesetzten Ausdrücke, welche für die Entwicklung der abstrakten Gedanken nothwendig sind. Alle Welt weiß, daß Aristoteles unter allen Philosophen zu-

*) Dieß zeigt sich bei Durchlesung der Kirchenväter, welche syrisch schrieben, wie der heilige Ephremius, Diacon von Edessa.

erst die Kategorieen ersann, wo die Vorstellungen nach ihrer Kraft, Reihe und Wesenheit sich aufstellen. *)

Endlich behauptet man, daß schon vor denjenigen Aegyptern, deren schöne Tempel-Trümmer vor uns liegen, bereits Hirten-Stämme ihre Heerden zwischen andern Bau-Trümmern eines unbekannten Volkes waideten, was ein sehr hohes Alter voraussetzen würde.

Um diese Frage zu entscheiden, müßte man genau wissen, wer die Hirtenvölker waren, und woher sie kamen. Herr Bruce, welcher Alles in

---

*) Wenn die Sprachen für ihre gänzliche Ausbildung so viele Zeit erheischten, warum besitzen die Wilden von Canada so verfeinerte und verwickelte Mundarten? Die Zeitwörter der huronischen Sprache enthalten alle Beugungen der griechischen Zeitwörter. Sie unterscheiden sich wie die letzteren durch das Charakteristikum, durch das Augmentum u. s. w., sie haben drei Arten, drei Geschlechter, drei Zahlen, und überdem eine gewisse Versetzung der Buchstaben, welche wir nur in den Zeitwörtern der morgenländischen Sprachen treffen. Am unbegreiflichsten erscheint ein viertes persönliches Fürwort, welches sich zwischen die zweite und dritte Person stellt, in der Einzahl und Vielzahl. Wir kennen nichts Aehnliches in den todten und lebenden Sprachen, wovon wir einige Einsicht besitzen.

Aethiopien sah, ließ sie von diesem Lande ausgehen. Aber die Aethiopier, weit entfernt, auswärts Anpflanzungen zu machen, hatten damals kaum sich selbst niedergelassen. Aethiopes, sagt Eusebius, ab Indo flumine consurgentes, juxta Aegyptum consederunt. (Die Aethiopier, vom Flusse Indus aufgebrochen, ließen sich bei Aegypten nieder). Manethon nennt in seiner sechsten Dynastie die Hirten *φοινικες ξενοι*, phönizische Fremdlinge. Eusebius setzt ihre Ankunft in Aegypten unter die Regierung des Amenophis, woraus man zweierlei Folgen zieht; erstens, Aegypten war damals nicht mehr barbarisch, denn Inachus, der Aegypter, trug um diese Zeit die Kenntnisse nach Griechenland; zweitens, Aegypten war nicht mit Trümmern bedeckt, denn Thebe stand in Herrlichkeit, und Amenophis zeugte den Sesostris, welcher den Ruhm Aegypten's auf den Gipfel erhob. Nach dem Berichte des Geschichtschreibers Josephus zwang Thetmosis die Hirten für immer die Gestade des Nils zu verlassen. *)

---

*) Maneth. ad Joseph et Afric. Herod. lib. II. cap. 100. Diod. lib. I. Ps. 48. Euseb. Chron. lib. I. p. 13.

Uebrigens erklärt uns der Einfall dieser Völker, welchen die weltlichen Schriftsteller berichten, eine Stelle im Buche Genesis über Jakob

Doch welche neue Gründe gegen die Schrift hätte man angeführt, wenn man noch ein anderes geschichtliches Wunderwerk gekannt hätte, welches ebenfalls an Ruinen hängt, wie ach! die ganze Geschichte der Menschheit. Man entdeckte seit einigen Jahren in dem mitternächtlichen Amerika außerordentliche Denkmale an den Gestaden des Miskingum, des Miami, des Wabache, des Ohio und hauptsächlich des Scioto, *) wo sie einen Raum von mehr als zwanzig Meilen in die Länge einnehmen. Sie bestehen aus Mauern in der Erde mit Gräben, Ebenen, Wällen, Halbmonden und großen Kegeln, welche zu Gräbern dienen. Man forschte, doch vergebens, nach dem Volke, welches solche Spuren hinterließ. Der

---

und seine Söhne. Ut habitare possitis in terrâ Gessen, quia detestantur Aegyptii omnes pastores ovium (Genes. cap. XLVI. v. 34). Dies heißt: Damit ihr wohnen könnet im Lande Gessen, indem die Aegyter alle Schafhirten verwünschen. Daraus kann man auch den griechischen Namen des Pharao vermuthen, unter welchem Israel in Aegypten einzog, so wie den Namen des zweiten Pharao, unter welchem es auszog. Die Schrift, weit entfernt den übrigen Geschichten zu widersprechen, dient ihnen vielmehr zum Beweise.

*) Es ist höchst anziehend die Werke an den Ufern des Scioto näher zu beleuchten.

Mensch schwebt in der Gegenwart, zwischen Vergangenheit und Zukunft, wie auf einem Felsen zwischen zwei Schlünden; vor ihm, hinter ihm liegt Alles im Dunkel; kaum erkennt er einige Luftbilder, welche aus der Tiefe der zwei Abgründe aufsteigen, einen Augenblick auf der Oberfläche schwimmen und wieder hinabsinken.

Die Muthmaßungen über diese amerikanischen Trümmer, verbunden mit den Träumen über die Urwelt, und mit den Einbildungen über die Atlantis, führen etwa auf den Gedanken eines gebildeten Volkes, welches die Pflugschaar auf der Ebene bewegte, wo der Irokese heut zu Tage die Bären verfolgt; doch bedurfte solch ein Volk zur Vollbringung seines Schicksals keine längere Zeit, als diejenige, welche die Reiche des Cyrus, des Alexander und des Cäsar verschlang. Aber glücklich wenigstens preisen wir jenes Volk, welches keinen Namen in der Geschichte hinterließ, und all sein Erbe den Rehen des Waldes und den Vögeln des Himmels dahingab. Keiner wird aufstehen, den Schöpfer in diesen wilden Einöden läugnen, und mit der Wage in der Hand den Staub der Todten wägen, um die Ewigkeit des Menschengeschlechtes zu beweisen.

Ich, ein einsamer Freund der Natur und einfacher Bekenner der Gottheit, setzte mich auf diese Trümmer. Ein Wanderer ohne Namen

sprach ich mit diesen gleich mir namenlosen Trümmern. Die verworrenen Erinnerungen der Menschen und die irren Träumereien der Einöde mischten sich in der Tiefe meiner Seele. Die Nacht stand in der Mitte ihrer Laufbahn; Alles schwieg ringsum, der Mond, das Gehölz und die Gräber. Nur in langen Zwischenräumen hörte man den Fall eines Baumes, welchen das Beil der Zeit niederwarf in der Tiefe der Wälder; so fällt Alles, Alles vernichtet sich.

Wir halten uns nicht verpflichtet ernsthaft von den vier Joguen zu sprechen, das ist von indischen Weltaltern, von denen das erste drei Millionen zweimal hundert tausend Jahre, das zweite eine Million Jahre, das dritte sechzehn mal hundert tausend Jahre dauerte, und wovon das vierte oder jetzige vier mal hundert tausend Jahre dauern wird.

Setzt man zu diesen Schwierigkeiten der Zeitrechnung, der Wortschrift und der Ereignisse noch die Irrthümer, welche aus den Leidenschaften des Geschichtschreibers und seiner hochgefeierten Helden hervor gehen; setzt man dazu die Fehler der Abschreiber und tausend Zufälle des Orts und der Zeit, so muß man gestehen, daß alle geschichtlichen Gründe für das hohe Alter unseres Erdballs ebenso ungenügend als unnütz erscheinen. Noch seltsamer zeigt sich das Ganze, wenn man die Dauer

der Welt auf die Grundlage des Menschenlebens stützt. Also durch die schnelle Reihenfolge der Schatten eines Augenblicks will man die Fortdauer und Wirklichkeit der Dinge zeigen! aus den Schutthaufen will man eine Gesellschaft ohne Anfang und ohne Ende beweisen! Braucht es denn viele Tage, um viele Trümmer über einander zu werfen? Wie alt wäre die Welt, wenn man ihre Jahre nach den Stücken gestrandeter Schiffe zählte.

Dritter Abschnitt.

Sternkunde.

Man sucht in der Geschichte des Firmaments, um auf eine zweite Art das Alter der Welt und die Irrthümer der Schrift zu beweisen. So sprechen die Himmel, welche den Ruhm des Allerhöchsten verkündigen dem ganzen Menschengeschlechte, und deren Sprache von allen Völkern verstanden wird, *) nichts zu dem Ungläubigen. Glücklicher Weise sind die Sterne nicht stumm; aber die Gottesläugner sind taub.

Die Sternkunde dankt ihren Ursprung den

*) Ps. 18. v. 1 — 3.

Hirten. In den Einöden der neuen Schöpfung sahen die ersten Sterblichen rings um sich ihre Kinder und ihre Heerden spielen. Glücklich bis ins Innerste der Seele, zerstörte eine unnütze Voraussicht niemals ihr Glück. In dem Fortzuge der Vögel des Herbstes bemerkten sie nicht die Flucht der Jahre, und der Hinfall der Blätter mahnte sie nicht an die Rückkehr der Fröste. Wenn der benachbarte Hügel alle seine Kräuter ihren Schafen hingegebon hatte, stiegen sie auf ihre mit Häuten bedeckte Wagen, und zogen mit ihren Söhnen und ihren Gemahlinnen durch die Wälder, um einen unbekannten Fluß aufzusuchen, wo die Frische der Schatten und die Schönheit der Einöden sie zu einer neuen Niederlassung bestimmte.

Aber man bedurfte einen Compaß in diesen Wäldern ohne Straße, und längs dieser Ströme ohne Schiffer; man vertraute natürlich der Treue der Gestirne; man richtete sich nach ihrem Laufe. Gesetzgeber und Wegweiser leiteten den Zug der Schafe, und die Wanderungen der Menschen. Jede Familie folgte dem Gange eines Sternbildes; jedes Gestirn gieng an der Spitze einer Heerde. In eben dem Maaße als die Hirten diesen Kenntnissen sich weiheten, entdeckten sie neue Gesetze. In jener Zeit gefiel es der Gottheit die Wege der Sonne den Bewohnern der Hirten zu enthül-

len, und die Fabel erzählte, Apollon sey zu den Schäfern herabgestiegen.

Kleine Säulen von Backstein dienten das Andenken der Beobachtungen festzuhalten; niemals hatte ein großes Reich eine einfachere Geschichte. Mit dem nämlichen Werkzeuge, womit er seine Flöte bohrte, und nahe beim nämlichen Altare, wo er das erstgeborene Böcklein opferte, grub der Hirte auf einen Felsen seine unsterblichen Entdeckungen. Anderswo stiftete er andere Zeugen dieser ländlichen Sternkunde; er brachte die Annalen ans Firmament, und so wie er die Festtage der Sterne unter seinen Heerden bezeichnete, so schrieb er die Festtage seiner Heerden in die Gestirne. Die Sonne ruhte auf ihrer Wanderung nur in den Schäferhütten; der Stier verkündete mit seinem Gebrülle die Ankunft des Vaters des Tages, und der Widder wartete ihn im Namen seines Herren zu begrüßen. Man sah am Himmel Jungfrauen, Kinder, Aehren, Werkzeuge des Feldbaues, Lämmer und sogar den Hund des Hirten; die ganze Sphäre glich einem großen ländlichen Hause, welches der Hirte der Menschen bewohnt.

Diese schönen Tage verschwanden; die Menschen behielten eine dunkle Erinnerung derselben in den Geschichten vom goldenen Zeitalter, wo das Reich der Gestirne mit jenem der Heerden sich mischt. Indien ist noch heut zu Tage sternkundig und hirt-

lich, wie Aegypten es ehemals war. Doch mit dem Verderbnisse erstand das Eigenthum, und mit dem Eigenthume die Messung, das zweite Alter der Sternkunde. Aber durch eine merkwürdige Schickung kannten wieder die einfachsten Völker das Himmelsgebäude am besten; der Hirte am Ganges fiel in weniger grobe Irrthümer als der Weise zu Athen; man möchte sagen, die Muse der Sternkunde behielt einen geheimen Hang für die Hirten als ihre erste Liebe.

Während der langen Jammerscenen, welche dem Falle des römischen Reiches zur Seite giengen und nachfolgten, fanden die Wissenschaften keine andere Zufluchtstätte als das Heiligthum jener Kirche, welche sie heute mit so vielem Undanke schmähen. Aufgenommen in die Stille der Klöster, dankten sie ihre Rettung den nämlichen Einsamen, welche sie jetzo zu verachten scheinen. Ein Mönch Bacon, ein Bischof Albertus, ein Kardinal Cusa erweckten bei ihren Nachtwachen den Geist des Eudoxos, des Timocharis, des Hipparchos und Ptolemäos. Beschützt durch die Päpste, welche das Beispiel den Königen gaben, entflohen die Wissenschaften endlich aus diesen heiligen Räumen, wo die Religion sie unter ihren Flügeln erwärmte. Die Sternkunde erhebt sich an vielen Orten; Gregor XIII. verbessert den Kalender. Copernicus ersinnt das System der

Welt. Tycho=Brahe erinnert auf der Höhe seiner Warte an die alten Beobachter zu Babylon. Kepler bestimmt die Gestalt der Planetenbahnen. Aber Gott beschämt wieder den Stolz der Menschen, indem er den Augen der Unschuld verleiht, was er den Forschungen der Weltweisheit versagt; Kinder entdecken das Fernrohr. Galilei verbessert das neue Werkzeug; nun verkürzen sich die Wege der Unendlichkeit, der Geist des Menschen zieht die Höhe der Himmel herab, und die Sterne erniedrigen sich bis an den Maaßstab.

So viele Entdeckungen verkündigten noch größere, und man war zu nahe am Heiligthume der Natur, um nicht bald in dasselbe einzudringen. Es fehlten nur passende Methoden, um den Geist der ungeheuern Berechnungen zu entheben, welche ihn erdrückten. Bald wagte Descartes die Naturgesetze unseres Erdballs auf das Weltall überzutragen, und durch einen jener genialen Züge, wovon die Geschichte kaum vier oder fünf bewahrt, zwang er die Algebra, sich mit der Geometrie zu verbinden, wie das Wort zum Gedanken sich fügt. Newton durfte nur noch die Stoffe ordnen, welche so viele Hände für ihn bereitet hatten; aber er vollbrachte dieß wie ein erhabener Künstler, und aus den verschiedenen Planen, nach welchen das Himmelsgebäude sich errichten ließ, traf er vielleicht den Entwurf der Gottheit. Der Geist er=

kannte die Ordnung, welche das Auge bewunderte; die goldenen Wagschalen, welche Homer und die Schrift dem höchsten Richter geben, kamen wieder in seine Hand; der Komet unterwarf sich; mitten durche das Unermeßliche zog der Planet den Planeten an; das Meer fühlte den Druck zweier ungeheurer Fahrzeuge, welche von seiner Oberfläche auf Millionen von Meilen entfernt wogen; von der Sonne bis zum kleinsten Atom hielt sich Alles in wunderbarem Gleichgewicht; nur noch für das Herz des Menschen fehlte in der Natur das Gegengewicht.

Wer sollte es glauben? Der Zeitpunkt, wo man so viele neue Beweise für die Größe und Weisheit der Fürsehung auffand, ist wirklich derjenige, wo man die Augen dem Lichte mehr verschloß; nicht etwa, als gehörten die unsterblichen Männer, Copernicus, Tycho-Brahe, Kepler, Leibnitz, Newton zu den Gottesläugnern; aber ihre Nachfolger kamen, durch ein unerklärbar Verhängniß zu der Einbildung, als hielten sie Gott in ihren Schmelztiegeln und Fernröhren, weil sie einige der Urstoffe sahen, auf welche der unendliche Geist die Welten gründete. Wenn man die Tage unserer Umwälzung beschaut, und bedenkt, daß wir fast alle unsere Leiden der Eitelkeit der Wissenschaft verdanken, fühlt man sich dann nicht zu dem Glauben versucht, daß der Mensch wieder

auf den Punkt des Unterganges kam, weil er zum zweiten Male die Hand an den Baum der Erkenntniß legte? Dieß biete uns hinfort Stoff zur Betrachtung über den ursprünglichen Sündenfall: die Jahrhunderte der Gelehrsamkeit berühren stets die Jahrhunderte der Zerstörung.

Uns erscheint als sehr unglücklich der Sternkundige, welcher die Nächte zubringt, in den Gestirnen zu lesen, ohne darin den Namen Gottes zu entdecken. Sollten in so mannigfaltigen Gestalten, in einer so großen Verschiedenheit der Schriftzüge nicht auch jene Lettern sich finden, welche seinen Namen bezeichnen? Löset sich die Frage über die Gottheit nicht in den geheimnißvollen Berechnungen so vieler Sonnen? Findet sich durch eine so lichtvolle Algebra nicht die große unbekannte Zahl?

Den ersten astronomischen Einwurf gegen das System des Moses nimmt man von dem Himmelsgebäude. «Wie kann die Welt so neu seyn, ruft man aus. Die bloße Zusammensetzung des Himmelsgebäudes erheischt Millionen von Jahren.»

Die Sternkunde gehört wirklich zu den ersten Wissenschaften, welche das Menschengeschlecht betrieb. Bailly beweiset, daß die Patriarchen vor Noe die Periode von sechshundert Jahren, so wie das Jahr von 365 Tagen, 5 Stunden, 51 Mi-

nuten und 36 Secunden kannten; sie bezeichneten schon die sechs Tage der Schöpfung nach Ordnung der Planeten. *) Da nun die ursprünglichen Stämme in der Geschichte des Himmels so große Kenntniß besaßen, könnten die Zeiten vor der Sündfluth nicht mehr als hinreichend erscheinen, uns das astronomische System zu geben, so wie wir es heut zu Tage besitzen? Ueberdieß läßt sich nichts gewisses bestimmen über die Zeit, welche eine Wissenschaft zu ihrer Entwicklung bedarf. Seit Copernicus bis Newton machte die Sternkunde in einem Jahrhunderte größere Fortchritte, als sie vorher in drei Jahrtausenden gethan. Man kann die Wissenschaften mit Landschaften voll Ebenen mit Gebirgen vergleichen; schnell durcheilt man die ersten; gelangt man aber bis an den Fuß der zweiten, dann verliert man ungeheure Zeit, um die Fußsteige zu entdecken und die Höhen zu erreichen, von welchen man zur andern Ebene hinabkommt. Man darf also nicht schließen: Weil die Sternkunde viertausend Jahre in ihrem mittleren Alter verblieb, mußte sie Myriaden von Jahrhunderten in ihrer Wiege liegen. Dieß widerspricht der Geschichte und dem Gange des menschlichen Geistes.

---

*) Bail. Hist. de l'Astr. anc.

Den zweiten Einwurf nimmt man von den historischen Epochen, welche man an die astronomischen Beobachtungen der Völker knüpft, wobei man insonderheit die Arbeiten der Chaldäer und Indier anführt.

In Rücksicht der ersten wissen wir gewiß, daß ihre gerühmten siebenmal hundert zwanzig tausend Jahre auf ein tausend neun hundert drei Jahre sich zurück führen lassen. *)

In Rücksicht der Beobachtungen der Indier steigen diejenigen, welche auf unbestreitbare Thatsachen sich stützen, bis zum Jahre 3102 vor unserer Aere. Dieß muß man allerdings ein hohes Alterthum nennen, doch bleibt es inner den bekannten Gränzen. Mit dieser Epoche beginnt die vierte Jogue oder indische Zeit. Bailly vernichtet die drei ersten Zeitalter, vereint sie mit dem vierten, und beweiset, daß die ganze Chronologie der Braminen, etwa siebzig Jahrhunderte umfassend, **) ganz mit der Chronologie der Sep-

---

*) Die Tafeln dieser Beobachtungen, entworfen zu Babylon vor Ankunft Alexander's, sandte Kallisthenes an Aristoteles. S. Bailly.

**) Freret zeigt das nämliche von den Chinesen. Er und Bailly können keiner Partheilichkeit für unsere Meinung beschuldigt werden. S. Bailly. Tom. I.

tuaginta zusammenstimmt. Er beweiset bis zur Gewißheit, daß die Jahrbücher der Aegypter, der Chaldäer, der Chinesen, der Perser, der Indier mit der größten Genauigkeit zu den Epochen der Schrift passen. *) Wir berufen uns gern auf Bailly, da dieser Gelehrte als ein Opfer der Grundsätze fiel, welche wir zu bekämpfen versuchen. Als der Unglückliche bei Gelegenheit der Hypatia, einer jungen sternkundigen Frau, welche durch die Wuth der Bewohner Alexandrien's den Tod fand, niederschrieb, die Neuern verschonen wenigstens das Leben, wenn sie auch den Ruf rauben, ahndete er nicht, daß er selbst ein trauriger Beweis von der Falschheit seiner Behauptung werden sollte, und daß an ihm Hypatia's Geschichte sich wiederholen würde.

Uebrigens finden die endlosen Rechnungen von Geschlechtern und Jahrhunderten der Geschichte mehrerer Völker ihren Quell in einer dem Menschenherzen so natürlichen Schwäche. Die Menschen, welche in sich selbst eine Anlage von Unsterblichkeit fühlen, fühlen sich gleichsam beschämt durch die Kürze ihres Daseyns; sie glauben Gräber über Gräber häufen zu müssen, um dieses

---

*) Bailly Astr. Ind. Disc. Préliminaire. Part. II. pag. 126 etc.

Grundübel ihrer Natur zur verbergen; sie meinen aus ihrer kurzen Dauer zu einer Ewigkeit zu gelangen, wenn sie Nichts zu Nichts setzen. Aber sie verrathen sich selbst, und enthüllen, was sie zu verschleiern suchen; denn jemehr die Pyramide von Leichen sich vergrößert, desto mehr verkleinert sich das lebendige Standbild auf der Spitze derselben, und das Leben erscheint noch winziger, wenn das ungeheuere Gespenst des Todes es in seinen Armen empor hebt.

Vierter Abschnitt.

Fortsetzung.

Naturgeschichte. Sündfluth.

Da die Sternkunde nicht hinreichte, die Zeitrechnung der Schrift umzuwerfen, *) griff man sie

---

*) Man lacht über Josue, welcher der Sonne stillzustehen befiehlt. Wir hätten nicht geglaubt, unserem Jahrhunderte sagen zn müssen, die Sonne sey nicht unbeweglich, obwohl sie den Mittelpunkt bildet. Man entschuldigte Josue damit, daß er ausdrücklich wie der gemeine Mann sprach; eben so leicht könnte man sagen, er habe wie Newton gesprochen. Will man eine Uhr im Gange

durch die Naturgeschichte an. Die Einen sprechen uns von gewissen Epochen, wo das ganze Weltall sich verjüngt; die Andern läugnen die großen Katastrophen des Erdballs, so wie die allgemeine Sündfluth; sie sagen: «Regen ist nur Ausdünstung der Meere. Aber alle Meere würden nicht hinreichen, die Erde bis zu jener Höhe zu bedecken, wovon die Schriften sprechen.» Wir könnten antworten, diese Behauptung streite gegen die nämlichen Kenntnisse, welche man so sehr rühmt; die neue Chemie zeugt, die Luft könne in Wasser verwandelt werden; dadurch müßte sich die schrecklichste Ueberschwemmung bilden! Doch wir entsagen freiwillig diesen Gründen, denn sie stammen von Wissenschaften, welche dem Geiste genügen, ohne dem Herzen etwas darzubieten. Wir begnügen uns mit der Antwort, zur Ueberschwemmung des Erdbodens genüge das Weltmeer, wenn es seine Ufer überschreitet und die Wasser seiner Abgründe mit sich zieht. Und, dünkelvolle Menschen, dranget ihr in die Räume des Himmels, *) und kennet ihr die Behältnisse jenes Abgrundes, wo der Herr am Tage seiner Rache den Tod schöpfte?

---

aufhalten, so zerbricht man nicht ein kleines Rad, sondern die Haupttriebfeder, und plötzlich erfolgt der Stillstand des Ganzen.

*) Job. K. XXXVIII. V. 22.

Mag Gott die Schale der Meere erhoben und den stürmischen Ocean über das Festland ausgegossen haben; mag er, die Sonne ablenkend von ihrer Laufbahn, ihr den Aufgang über dem Pole mit unheilbringenden Zeichen befohlen haben; gewiß verheerte eine ungeheure Ueberschwemmung den Erdboden.

Damals kam das Menschengeschlecht dem Untergange nah. Alle Zwiste der Nationen endeten; alle Umwälzungen hörten auf. Könige, Völker, feindliche Heere verschoben ihren blutigen Hader; ergriffen von Todesschauern, umarmten sie sich. Die Tempel füllten sich mit Bittenden, welche vielleicht lebenslang die Gottheit verläugnet hatten; aber jetzo verläugnete sie auch die Gottheit, und bald vernahm man, daß das ganze Weltmeer am Thore der Tempel sich befinde. Vergebens retteten sich die Mütter auf die Gipfel der Berge; vergebens glaubte der Liebende für die Geliebte als Schutzort die nämliche Grotte zu finden, wo er den Ruhplatz für seine Freuden gefunden; vergebens stritten Freunde mit den erschreckten Bären um die obersten Aeste der Eichen; sogar der Vogel, von Zweig zu Zweig durch die immer wachsenden Wogen getrieben, ermüdete vergeblich seine Flügel über den Ebenen der uferlosen Gewässer. Die Sonne, welche durch schwarzblaue Wolken nur noch auf den Tod blickte, zeigte sich

glanzlos und düster wie ein ungeheurer Leichnam versenkt in die Himmel; die Vulkane verlöschten beim Auswurfe brausender Rauchsäulen und einer der vier Urstoffe, das Feuer, verschwand mit dem Lichte.

Damals hüllte sich die Welt in schreckliche Schatten, aus welchen fürchterliche Schreie ertönten; damals erglimmten mitten in den nassen Finsternissen die noch übrigen lebenden Wesen, der Tiger und das Lamm, der Adler und die Taube, die Schlange und das Insekt, Mann und Frau neben einander den höchsten Felsen des Erdballs; das Weltmeer folgte ihnen, und, rings um sie seine drohende Unermeßlichkeit erhebend, machte es in seinen stürmischen Wüsteneien den letzten Punkt des Bodens verschwinden.

Gott befahl, nachdem er seine Rache vollzogen, den Meeren die Rückkehr in den Abgrund; aber er wollte dem Erdboden einige Spuren seines Zornes aufdrücken; die Ueberreste des Elephanten der Inder häuften sich auf in den Gebieten Sibirien's; die Muscheln des Magellanlands begruben sich in den Schachten von Frankreich; ganze Schichten von Seekörpern lagerten auf dem Gipfel der Alpen, des Taurus und der Cordilleras; diese Gebirge selbst waren die Denkmale, welche Gott in den drei Erdtheilen aufstellte, um seinen Triumph über die Gottlosen so zu bezeichnen, wie

ein Alleinherrscher seine Siegeszeichen aufstellt auf dem Schlachtfelde, wo er seine Feinde vernichtete.

Gott begnügte sich nicht mit diesen allgemeinen Zeugnissen seines vorübergegangenen Zornes; für den Menschen, welcher so leicht das Andenken seines Unglückes verläßt, vervielfältigte er die Erinnerungen davon an seiner Wohnstätte. Die Sonne erhielt zum Throne am Morgen und zum Lager am Abend nur jenes flüssige Element, wo sie täglich zu erlöschen scheint, wie in der Zeit der Sündfluth. Oftmals bildeten die Wolken des Himmels übereinander gethürmte Wogen, Sandhaufen und weiße Scheeren und Klippen. Auf die Erde herab stürzten aus den Felsen Wasserfälle; Mondesschimmer und blasse Abenddünste bedeckten bisweilen die Thäler wie mit einer Wasserfläche; an den trockensten Orten entstanden Bäume, deren gesenkte Zweige schwer zur Erde sich beugten, als träten sie noch ganz feucht aus dem Schooße der Wellen; zwei Male jeden Tag mußte das Meer wieder in seinem Bette sich erheben, um die Nachbarflächen zu überschwemmen; die Gebirgshöhlen behielten das dumpfe Gesäuse und die Trauerklänge; der Gipfel der Gehölze zeigte das Bild eines wogenden Meeres, und der Ocean schien sein Brausen in der Tiefe der Wälder gelassen zu haben.

Fünfter Abschnitt.

Jugend und Alter der Erde.

Wir kommen zu dem letzten Einwurfe gegen den neuen Ursprung des Erdballes. Man sagt: «Die Erde ist eine alte Säugamme, an welcher Alles die Hinfälligkeit verkündet. Untersucht man ihre Fossilien, ihre Marmors, ihre Granite, ihre Laven, so zeigen sich unzählbare Jahre,*) welche sich durch Kreise, durch Schichten, durch Verzweigungen so andeuten, wie an der Schlange durch ihre Klapper, an dem Pferde durch seinen Zahn, an dem Hirsche durch das Geweih.»

---

*) Büffon wollte sein System mit der Genesis verbinden. Die sechs Tage des Moses erscheinen ihm wie sechs Reihen von Jahrhunderten. Die Erde bildet sich durch den schiefen Stoß eines Kometen, welcher eine Masse der Sonne abreißt. Sie erkaltet allmählig. Das ganze widerspricht den Gesetzen der Physik und Chemie. (Sieh den bewunderungswürdigen Kommentar über die Genesis von de Luc, und die Briefe des gelehrten Euler.)

Die Schwierigkeit lösete man schon hundert Male durch diese Antwort: Gott mußte die Welt erschaffen, und hat sie gewiß erschaffen mit allen Zeichen des Alters und der Vollendung, welche wir an ihr erblicken.

Es ist höchst wahrscheinlich, daß der Schöpfer der Natur zugleich bejahrte Wälder und junges Gehölze einpflanzte, daß die Thiere zum Theil beladen mit Jahren, zum Theil geschmückt mit den Reizen der Kindheit geboren wurden. Die Eichen trugen gewiß, indem sie aus dem fruchtbaren Boden empor drangen, zugleich die alten Nester der Raben und die junge Brut der Tauben. Das Insekt kroch als Wurm auf der Pflanze, hängte als Puppe sein goldenes Ei in die Wälder, und schwebte als Schmetterling in den Wogen der Lüfte. Die Biene, welche erst einen Morgen gelebt, zählte schon ihre Ambrosia nach den Zeugungen der Blumen. Man muß glauben, daß neben dem Schafe schon sein Lamm, neben der Grasmücke schon ihre Jungen sich befanden; die Gesträuche verbargen schon die Nachtigallen, welche ob ihren ersten Gesängen erstaunten, womit sie die vergänglichen Hoffnungen ihrer ersten Genüsse durchglüheten.

Erschien die Welt nicht zugleich alt und jung, so verschwand aus der Natur das Große, das Ernste, das Sittliche, denn diese Gefühle hängen

ihrem Wesen nach an den alten Dingen. Jede Naturscene hätte ihre Wunder verloren. Das Felsstück hienge nicht mehr über dem Abgrunde mit seinen langen Ranken; die Gehölze, beraubt ihrer Wechsel, hätten nicht die rührende Unordnung gezeigt von Bäumen, welche auf ihre Stämme sich beugen, und von Aesten, welche über den Lauf der Ströme sich senken. Die begeisterten Gedanken, die ehrwürdigen Anklänge, die zauberischen Stimmen, der heilige Schauer der Wälder wären mit den Gewölben verschwunden, welche ihnen als Behausung dienen; die Einöden der Erde und des Himmels wären nackt und entzaubert geblieben ohne die verbindenden Säulen der Eichen; an dem Tage, wo das Weltmeer zum ersten Male seine Wogen über seine Gestade ausbreitete, bespülte es gewiß schon die von Fluthen benagten Klippen, die mit Trümmern von Muscheln bedeckten Sandbänke, und die kahlen Vorgebirge, welche gegen die Gewässer die rollenden Ufer der Erde bewahren.

Ohne dieses ursprüngliche Alterthum gab es weder Pracht noch Majestät in dem Werke des Ewigen; die Natur wäre, was sich nicht denken läßt, in ihrer Unschuld minder schön erschienen als heut zu Tage in ihrem Verderbniß. Eine schale Kindheit von Pflanzen, Thieren und Urstoffen hätte eine unpoetische Erde bedecket. Aber Gott war kein so schlechter Zeichner der Laubgänge Eden's,

als die Ungläubigen ihn machen. Der königliche Mann entstand mit dreißig Jahren, damit seine Majestät zu den antiken Größen seines neuen Reiches paßte; ebenso zählte seine Gefährtin gewiß sechszehn Frühlinge, welche sie doch nicht gelebt hatte, um in Uebereinstimmung zu stehen mit den Blumen, den Vögeln, der Unschuld, der Liebe und dem ganzen jüngeren Theile des Weltalls.

Erster Haupttheil.

Glaubenssätze und Lehre.

Fünftes Buch.

Gottes Daseyn bewiesen durch die Wunder der Natur.

Erster Abschnitt.

Gegenstand dieses Buches.

Einer der vorzüglichsten christlichen Glaubenssätze bleibt uns noch zu erörtern; die Beschaffenheit der Strafen und Belohnungen im andern Leben. Aber man kann diesen wichtigen Gegenstand nicht behandeln, ohne von den zwei Grundsäulen zu sprechen, welche das Gebäu aller Religionen stützen, das Daseyn Gottes und die Unsterblichkeit der Seele.

Wir gelangen zu dieser Forschung durch die

natürliche Entwicklung unseres Gegenstandes, denn nur dann, wenn wir hienieden dem Glauben folgen, können wir ihn bis zu jenen Höhen begleiten, wohin er sich erhebt, wenn er die Erde verläßt. Immer bleiben wir unserm Plane getreu; wir entfernen bei den Beweisen für Gottes Daseyn und die Unsterblichkeit der Seele die abstracten Ideen; wir ergreifen die poetischen Gründe und die Gründe des Gefühles, nämlich die Wunder der Natur und die sittlichen Ueberzeugungen. Platon und Cicero bei den Alten, Clarke und Leibnitz bei den Neuern, bewiesen metaphysisch, fast geometrisch das Daseyn des höchsten Wesens; die größten Genies aller Jahrhunderte bekannten sich zu diesem trostvollen Glaubenssatze. *) Wurde er von einigen Sophisten verworfen, so kann Gott wohl ohne ihre Stimme bestehn. Der Tod allein, auf welchen die Atheisten Alles zurück führen, bedarf, daß man für seine Rechte schreibe, denn er hat wenig Wesenheit für den Menschen. Gönnen wir ihm also seine beklagenswürdigen Anhänger, welche sich so wenig unter sich selbst verstehn. Diejenigen, welche die Fürsehung glauben, stimmen über die Hauptsätze ihrer Lehre überein; jene aber,

---

*) Es ist zweckdienlich die metaphysischen Beweise von Gottes Daseyn und von der Unsterblichkeit der Seele abgesondert zu beleuchten.

welche den Schöpfer läugnen, streiten immerwährend über die Grundlagen von ihrem Nichts. Vor ihnen liegt ein Abgrund; um ihn aufzufüllen, fehlt ihnen nur der Grundstein; aber sie wissen ihn nicht zu finden. Ueberdem liegt im Irrthume ein gewisses natürliches Gebrechen, welches den Irrthum, welcher nicht der unserige ist, für uns anstößig und augenblicklich empörend macht; daher die ununterbrochenen Streitigkeiten der Atheisten.

Zweiter Abschnitt.

Allgemeines Schauspiel des Weltalls.

Es ist ein Gott. Die Kräuter des Thales und die Cedern des Gebirges preisen ihn, das Insekt summt sein Lob, der Elephant begrüßt ihn beim Anbruche des Tages, der Vogel besingt ihn unter dem Laubwerk, der Donner verkündet seine Macht, und das Weltmeer bezeichnet seine Unendlichkeit. Nur der Mensch hat gesagt: Es giebt keinen Gott.

Dieser also hat niemals im Unglücke die Augen zum Himmel erhoben, oder in seinem Glücke niemals die Blicke zur Erde gesenkt? Steht die Natur so fern von ihm, daß er sie nicht beschauen

konnte, oder hält er sie für das bloße Werk des Zufalls? Aber welcher Zufall vermochte den ungeordneten und widerstrebenden Stoff zu bändigen, daß er sich selbst in so vollkommene Ordnung fügte?

Man könnte sagen, der Mensch sey der geoffenbarte Gedanke Gottes, und das Weltall sey seine fühlbar gewordene Einbildungskraft. Jene, welche die Schönheit der Natur als Beweis der höheren Intelligenz anerkennen, müssen eine Sache bemerken, welche den Umkreis der Wunder ungemein erweitert; Bewegung nämlich und Ruhe, die Finsterniß und das Licht, die Jahreszeiten, der Gang der Gestirne, welche den Augenschein der Welt vielgestaltig geben, bilden nur eine scheinbare Aufeinanderfolge, sie enthalten in Wirklichkeit einen Fortbestand. Der Schauplatz, welcher für uns sich entfärbt, strahlt im Farbenlichte für ein anderes Volk; nicht das Schauspiel, nur der Zuschauer verändert sich. So vereinte Gott in seinem Werke die unbedingte Andauer und die fortschreitende Andauer; die erste steht in der Zeit, die zweite im Raume; durch jene werden die Schönheiten des Weltalls eins, unendlich, immer dieselben; durch diese werden sie vielfach, endlich und erneut; ohne die eine gäbe es keine Größe in der Schöpfung; ohne die andere gäbe es nur Eintönigkeit.

So zeigt sich uns die Zeit in neuem Verhältnisse; der kleinste ihrer Brüche wird ein vollständiges Ganzes, welches Alles umfängt, und in welchem alle Dinge sich verändern, vom Tode eines Insekts bis zur Geburt einer Welt; jeder Augenblick hält in sich eine kleine Ewigkeit. Wer in einem einzigen Nu durch den Gedanken die schönsten Zufälle der Natur vereint; wer zugleich anschaut alle Stunden des Tages und alle Jahreszeiten, einen Frühlingsmorgen und einen Herbstmorgen, eine Sternennacht und eine Wolkennacht, Wiesen mit Blumen ausgestattet, und Wälder von Frösten entlaubt, und Felder von Saaten vergoltet — nur wer dieß Alles vereint, hat eine richtige Vorstellung vom Schauspiele des Weltalls. Während der Eine die Sonne bewundert, wie sie in die Wölbung des Abends versinkt, sieht sie ein anderer Beschauer aufsteigen aus den Gebieten des Morgenrothes. Durch welchen unbegreiflichen Zauber entschlummert dieß alte Gestirn ermüdet und brennend in dem Staube des Abends, während ganz im nämlichen Augenblicke dieß junge Gestirn erwacht, befeuchtet vom Thau im weißlichten Schleier der Morgendämmerung? In jedem Augenblicke des Tages muß die Sonne aufgehen, in ihrem Zenith leuchten, und untergehen für die Erde; oder vielmehr unsere Sinne täuschen uns, denn es giebt weder Mor-

gen, noch Mittag, noch Abend in Wirklichkeit. Alles gründet sich auf Einen Punkt, auf welchem die Fackel des Tages zugleich drei Lichter in einer einzigen Substanz entsendete. Dieser dreifache Glanz enthält vielleicht das Allerschönste der Natur; indem er uns die Vorstellung gibt von der beständigen Herrlichkeit und von der Allgegenwart Gottes, zeigt er uns auch das glänzendste Bild seiner glorreichen Dreieinigkeit.

Welche Scene der Natur, wenn sie entstände aus bloßer Bewegung des Stoffs? Die Wolken, gehorchend den Gesetzen der Schwere, würden senkrecht auf die Erde fallen, oder pyramidenförmig in die Lüfte steigen; einen Augenblick später, wäre der Lufhimmel zu dicht oder zu dünne für die Werkzeuge des Athmens. Der Mond zu nah oder zu fern für uns, wäre bald unsichtbar, bald zeigte er sich blutigroth mit ungeheuern Flecken bedeckt, oder erfüllte allein mit seinem unmäßigen Umkreis den Dom des Himmels. Wie von seltsamem Wahnsinne befallen, gienge er von Verfinsterung zu Verfinsterung, oder rollend von einer Seite zur andern enthüllte er endlich jene andere Phase, welche die Erde nicht kennt. Die Sterne würden vom nämlichen Schwindel ergriffen scheinen; es gäbe nichts mehr als eine Reihe schauerlicher Gestalten; plötzlich erreichte ein Zeichen des Sommers sogar ein Zeichen des Winters; der

Bärenhüter führte die Plejaden, und der Löwe brüllte im Wassermann; dort flögen die Gestirne mit der Schnelligkeit des Blitzes, hier ständen sie unbeweglich; bisweilen drängten sie sich in Gruppen um eine neue Milchstraße zu bilden; dann verschwänden sie alle wieder, und zerreissend den Vorhang der Welten, öffneten sie, nach Tertullian's Ausdrucke, die Aussicht in die Abgründe der Ewigkeit.

Aber ähnliche Schauspiele werden die Menschen nicht erschrecken vor jenem Tage, wo Gott die Zügel fallen läßt, und nichts braucht um das Weltall zu zerstören als es zu verlassen.

Dritter Abschnitt.

Organism der Thiere und Pflanzen.

Wir gehen von diesen allgemeinen Ansichten zu besondern Betrachtungen über; vielleicht entdecken wir in den Theilen des Werkes die nämliche Weisheit, welche so schön in dem Ganzen sich ausspricht. Wir bedienen uns des Zeugnisses einer Reihe von Männern, welche durch Wissenschaft wie Menschenbildung sich auszeichnen; wir sprechen von Aerzten.

Der Doktor Nieuwentyt, in seiner Abhandlung vom Daseyn Gottes bemüht sich die Wirklichkeit der Endursachen zu zeigen. Ohne ihm in allen seinen Beobachtungen zu folgen, begnügen wir uns einige derselben anzugeben. *)

Indem er von den vier Urstoffen spricht, welche er in ihren Verbindungen mit den Menschen und mit der Natur überhaupt betrachtet, zeigt er in Rücksicht der Luft, wie unsere Körper wunderbar sich erhalten unter einer Luftsäule, deren Druck einem Gewichte von zwanzig tausend Pfund gleichkommt. Er beweist, daß die Veränderung einer einzigen Eigenschaft, sey sie Verdünnung oder Verdichtung in dem Elemente des Athmens, hinreichen würde, die lebenden Wesen zu zerstören. Die Luft macht die Dünste emporsteigen, die Luft hält die Flüssigkeiten in ihren Röhren; durch ihre Bewegungen reinigt sie die Himmel, so wie sie auch die Wolken des Meeres über das Festland trägt.

Nieuwentyt zeigt ebenfalls die Nothwendigkeit des Wassers durch eine Reihe von Erfahrungen.

---

*) In Allem, was wir der Abhandlung Nieuwentyt's entnehmen, erlauben wir uns seinen Gegenstand zu überarbeiten und ein wenig zu beleben. Der Doktor ist gelehrt, verständig, scharfsinnig, aber trocken. Wir verbanden auch einige Beobachtungen mit den seinigen.

Wer könnte nicht das Wunderbare dieses Urstoffs bewundern, welcher gegen die Gesetze der Schwere in einem leichtern Urstoffe aufsteigt, um uns den Regen und den Thau zu geben? Die Stellung der Gebirge, um die Flüsse in Umlauf zu setzen; die Richtung dieser Gebirgsreihen; auf den Inseln und auf dem Festlande, die Oeffnungen der Busen, der Buchten, der Mittelmeere; die unzähligen Vortheile der Meere, nichts entgeht dem Scharfblicke dieses wohlwollenden und grundgelehrten Mannes. Auf die nämliche Weise enthüllt er den Vorzug der Erde als Urstoff und ihre schönen Gesetze als Planet. Er beschreibt das Nützliche des Feuers und Alles, was menschlicher Fleiß davon zu ziehen vermochte. *)

Wenn er zu den Thieren übergeht, bemerkt er, daß diejenigen, welche wir die häuslichen nennen, ganz mit dem nöthigen Grade des Instinkts für die Zähmung geboren werden, während jene Thiere, welche den Menschen unnütz sind, immer ihre wilde Natur beibehalten. Ist es also der Zufall, welcher den sanften und nützlichen Thieren

*) Die neuere Naturlehre könnte hierin einige Fehler aufdecken; aber die Fortschritte dieser Wissenschaft, weit entfernt die Endursachen umzustoßen, bringen vielmehr neue Beweise von der Güte der Vorsehung.

den Entschluß, gesellig mitten auf unsern Feldern zu leben, eingehaucht, und den bösen Thieren den Trieb giebt, einsam in öden Orten umherzuirren?

Warum erblickt man nicht Heerden von Tigern, welche dem Klange der Sackpfeife irgend eines Hirten folgen? und warum spielen die Löwen nicht in unserm Parke zwischen Thymian und Morgenthau, wie jene leichten Thierchen, welche Jean La Fontaine besingt? Diese wilden Thiere dienten nur den Wagen irgend eines ihnen an Grausamkeit gleichen Triumphators zu ziehen, oder Christen in einem Amphitheater zu zerreissen. *) Die Tiger entwildern sich nicht in der Schule des Menschen, aber die Menschen verwildern bisweilen in der Schule der Tiger.

Die Vögel bieten den Naturforschern den Stoff einer eben so anziehenden Beobachtung. Ihre Flügel, oben gebogen und unten gehöhlt, gleichen völlig ausgeschnittenen Rudern, um ihr Element zu durchschneiden. Der Zaunkönig, welcher sich in Hecken von Gesträuch und Dornen aufhält, ist in diesen großen Einöden mit doppeltem Augenliede versehen, um seine Augen gegen jeden Zufall zu bewahren. Aber wunderbare Zwecke der Natur!

---

*) Man kennt den berühmten Schrei des Pöbels zu Rom: Die Christen den Löwen! Sieh Tert. Apolog.

Dieses Augenlied ist durchsichtig und der Sänger der Hütten kann diesen feinen Schleier herablassen, ohne des Gesichtes beraubt zu seyn. Die Vorsehung wollte nicht, daß er sich beim Tragen des Wassertropfens oder des Hirsekörnchens in sein Nest verirrte, oder daß in dem Strauche eine kleine Familie gegen sie klagte.

Und welche sinnreichen Kräfte setzen die Füße des Vogels in Bewegung! Er hält sich auf dem Zweige fest, nicht durch ein Spiel der Muskeln, welche sein Wille bestimmt; sein Fuß hat den Bau, daß er in der Mitte oder am Fersen gedrückt, mit den Klauen natürlich über dem Körper sich schließt, welcher sie drückt. *) Aus diesem Mechanism folgt, daß die Klauen des Vogels mehr oder minder an dem Gegenstande festhalten, auf welchem er ruht, ganz nach dem Maaße der mehr oder minder schnellen Bewegungen dieses Gegenstandes; denn beim Schwingen des Zweiges stößt entweder der Zweig den Fuß, oder der Fuß stößt den Zweig; dieß zwingt in beiden Fällen die Klauen des Vogels sich stärker zusammenzuziehen. So glauben wir bei einbrechender Nacht während des Winters, daß die Raben, hoch hinauf gestellt auf den entblätterten Wipfel irgend einer Eiche, immer wachend, immer

*) Dieß zeigt sich beim Versuche an einem todten Vogel.

aufmerksam, sich nur mit ungeheuren Anstrengungen mitten in Stürmen und Wolken erhalten. Dennoch bringt ihnen, den Unbekümmerten um Gefahr und Gewitter, der Wind selbst den Schlaf; der Nord selbst drückt sie auf den Zweig, von welchem er sie nach unserer Meinung herabstürzen sollte; wie alte Schiffer, deren bewegliches Bette hoch auf den umhergetriebenen Masten hängt, nur tiefer schlafen, je stärker der Sturmwind sie wiegt.

Der Organism der Fische; ihr bloßes Daseyn in dem Elemente des Wassers; die Veränderung ihrer Schwere, wodurch sie bald im leichtern, bald im schwerern Wasser schwimmen; ihr Versinken von der Oberfläche eines Abgrunds in die größte Tiefe seiner Schlünde, sind beständige Wunder. Der Fisch, eine wahre hydrostatische Maschine, bewirkt tausend Erscheinungen mittelst einer einfachen Blase, welche er anfüllt mit Luft oder entleert nach seinem Willen.

Die Wunder der Blüthe bei den Pflanzen, den Nutzen der Blätter und Wurzeln erforschte Nieuwentyt mit größter Sorgfalt. Er macht die schöne Beobachtung, daß die Saamen der Pflanzen vermöge ihrer Gestalten und ihrer Gewichte stets auf den Boden in jener Stellung fallen müssen, in welcher sie keimen können.

Wäre nun Alles die Folge des Zufalls, müßten nicht die Endursachen bisweilen sich verwechseln? Warum gäbe es nicht einige Fische ohne jene Schwimmblase? Und warum zerbräche der junge Adler, welcher noch keine Waffen braucht, nicht die Schale seiner Wiege mit dem Schnabel einer Taube? Niemals eine Verirrung, niemals ein Zufall dieser Art in der blinden Natur? Sollten die Würfel, auf die verschiedenste Art geworfen, immer die nämlichen Punkte zeigen? Fürwahr ein seltsames Glück! Wir vermuthen, es habe, bevor es die Welten aus der Urne der Ewigkeit hob, heimlich die Loose geordnet.

Doch giebt es Ungeheuer in der Natur, und diese Mißgeburten sind nur Wesen, einiger von ihren Endursachen beraubt. Aber diese Wesen setzen uns in Schrecken; so stark wirkt der Instinkt der Gottheit bei den Menschen! So sehr schaudern sie, sobald sie nicht das Zeichen der höchsten Intelligenz erkennen! Man wollte aus diesen Unordnungen einen Vorwurf gegen die Vorsehung bilden; wir betrachten sie im Gegentheile als einen offenbaren Beweis dieser nämlichen Vorsehung. Es scheint uns, Gott habe diese Zeugungen des Stoffes erlaubt, um uns zu zeigen, was die Schöpfung sey ohne ihn; es ist der Schatten, welcher das Licht hervordringen macht.

Es ist eine Andeutung jener Gesetze des Zufalls, welcher nach den Atheisten das Weltall hervorgebracht haben soll.

Vierter Abschnitt.

Naturtrieb der Thiere.

Nachdem wir in dem Organism der Wesen einen geregelten Plan auffanden, welcher dem Zufalle widerspricht und einen Gesetzgeber voraussetzt, müssen wir noch andere Endursachen untersuchen, welche an Fruchtbarkeit und Wunder den ersten gleich kommen. Hierin folgen wir Niemanden. Wir weihten der Naturgeschichte Studien, welche wir nur deßwegen unterbrachen, weil die Vorsehung uns zu andern Arbeiten berief. Wir wollten eine religiöse Naturgeschichte den neuen wissenschaftlichen Büchern entgegensetzen, worin man nichts sieht als den Stoff. Damit man uns nicht verächtlich unsere Unkenntniß vorwerfe, beschlossen wir zu reisen und selbst zu sehen. Wir geben also einige unserer Beobachtungen über die Naturtriebe der Thiere und der Pflanzen, über ihre Gewohnheiten, ihre Wanderungen, Zärtlichkeiten u. s. w. Das Feld der Natur läßt

sich nicht erschöpfen, und immer findet man darauf neue Erndten. Nicht in einer Menagerie, wo man die Geheimnisse Gottes in ein Käfig sperrt, lernt man die göttliche Weisheit erkennen; man muß sie überraschen, diese Weisheit, in den Einöden, um nicht mehr an ihrem Daseyn zu zweifeln; man kehrt nicht gottlos zurück aus den Königreichen der Einsamkeit, regna solitudinis. Wehe dem Wanderer, welcher den Erdball umsegelt, und als Atheist zurück kommt unter das Dach seiner Väter!

Wir haben es besucht in Mitten der Nacht das einsame Thal, bewohnt von Bibern, beschattet von Tannen, in hohem Schweigen still erhellet von jenem friedlichem Gestirne, welches dem Volke gleicht, dessen Arbeiten es beleuchtet. Und sollte ich in diesem Thale keine Spur der göttlichen Intelligenz gefunden haben? Wer legte denn das Winkelmaaß und das Richtscheit in das Auge jenes Thieres, welches einen Damm baut mit Böschung auf einer Seite des Wassers und senkrecht auf der entgegengesetzten Seite? Kennt ihr den Namen des Naturkundigen, welcher diesen seltsamen Baumeister die Gesetze der Hydraulik lehrte, und ihn so geschickt machte mit seinen zwei Schneidezähnen und seinem abgeplatteten Schwanze? Reaumur verkündigte niemals die Wechsel der Jahreszeiten mit der Genauigkeit dieses Bibers, des-

sen mehr oder minder volle Vorrathskammern schon im Monat Junius die mehr oder minder große Andauer der Eisdecke des Jänners andeuten. Indem man der Gottheit ihre Wunder bestritt, schlug man das ganze Werk der Allmacht mit Unfruchtbarkeit. Die Atheisten wollten das Feuer der Natur mit ihrem eisigen Hauche aufblasen, und sie konnten es nur auslöschen. Indem sie auf die Fackel der Schöpfung bliesen, goßen sie über dieselbe die Finsternisse des eigenen Busens.

Andere gemeinere Naturtriebe, welche wir jeden Tag zu beobachten vermögen, erscheinen nicht weniger wunderbar. Die so furchtsame Henne zum Beispiele wird eben so muthig wie der Adler, wenn sie ihre Küchlein vertheidigen muß. Höchst anziehend zeigt sich ihre Unruhe, wenn sie, getäuscht durch die Schätze eines andern Nestes, die kleinen Fremdlinge entwischen und hineilen sieht, um sich in einem benachbarten Wasser zu vergnügen. Die erschreckte Mutter eilt herum um das Behältniß, schlägt mit den Flügeln, ruft die unbesonnene Brut, sie geht eilig, hält still, wendet den Kopf mit Ungeduld, und giebt sich erst dann zufrieden, wenn sie an ihrem Busen die wacklende und durchnäßte Familie wieder findet, welche bald die Mutter wieder beängstigt.

Unter den verschiedenen Naturtrieben, welche

der Herr des Weltalls in seinem Kunstwerke vertheilte, erregt derjenige besonders Erstaunen, welcher jährlich die Fische des Pols zu den mildern Breiten unserer Klimate führt; sie kommen, ohne in der Einsamkeit des Ozeans zu verirren, wieder an dem bestimmten Tage zu dem Flusse, wo ihre Ehe sich vollzieht. Der Frühling bereitet an unsern Küsten das Brautfest; er krönet die Weiden mit Grün; er verbreitet die Lager von Moos in den Grotten, und streut die Blätter der Seeblume und Wasserlilie über die Wellen, um diesen Betten von Kristall als Vorhang zu dienen. Gleich nach Vollendung dieser Vorbereitungen erscheinen die Legionen mit glänzenden Schuppen.

Diese fremden Schiffer beleben alle unsere Gestade; die einen erheben sich wie leichte Blasen von Luft senkrecht vom Boden der Gewässer; andere wiegen sich sanft auf den Wogen, oder weichen ab von einem gemeinschaftlichen Mittelpunkt, wie unzählige Strahlen von Gold; diese entsenden schief ihre glatten Gestalten mitten durch den flüssigen Azur; jene schlafen in einem Sonnenstrahle, welcher die Silberdecke der Wellen durchdringt. Alle zerstreuen sich, kehren zurück, schwimmen, versinken, gehen im Umkreise, bilden Schaaren, trennen sich, und vereinen sich wieder; und der Bewohner der Meere, beseelt durch einen Hauch

des Lebens, folgt hüpfend der Spur des Feuers, welches seine Gefährtin für ihn in die Wellen niederlegte.

Fünfter Abschnitt.

Gesang der Vögel. Er ist für den Menschen. Gesetz für die Schreie der Thiere.

Die Natur hat ihre Zeiten der Feier, für welche sie die Tonkünstler aus verschiedenen Gegenden der Erde beruft. Es kommen große Meister mit wunderbaren Tonstüken, wandernde Troubadours, welche stets die nämlichen Balladen wiederholen, und Pilgrime, welche tausendmal die Strophen ihrer uralten Lieder geben. Der Emmerling pfeift, die Schwalbe zwitschert, die Holztaube girrt. Der erste, sitzend auf dem höchsten Zweige des Ulmbaums, fordert zum Wettstreit unsere Amsel, welche den Vorrang diesem Fremdlinge nicht einräumt. Die zweite läßt unter einem wirthlichen Dache noch immer wie zu den Zeiten Evander's ihren verworrenen Gesang ertönen. Die dritte, verborgen unter dem Laubwerk einer Eiche, wiederholet ihr Girren, welches den wogenden Klängen eines Horns in den Wäldern gleicht. Endlich wiederholt das Rothkelchen

seinen kleinen Gesang über der Thüre der Scheune, wo es sein dickes Nest von Moos errichtet. Aber die Nachtigall verschmäht in der Mitte dieses Zusammenklanges ihre Stimme zu verlieren; sie erwartet die Stunde der Sammlung und der Ruhe, und übernimmt jenen Theil des Festes, welcher im Schatten gefeiert wird.

Wenn das erste Schweigen der Nacht und das letzte Gemurmel des Tages auf den Hügeln, am Bord der Flüsse, in den Wäldern und Thälern noch ringen; wenn die Waldungen allmählig verstummen, daß nicht ein Blatt, nicht ein Moos sich regt; wenn der Mond am Himmel steht, und das Ohr des Menschen aufmerkt, dann beginnt der erste Sänger der Schöpfung seine Hymnen für den Ewigen. Zuerst schlägt er in das Echo mit glänzendem Rufen der Freude; Unordnung herrscht in seinen Gesängen; er springt vom tiefen zum hohen, vom leisen zum starken; er macht Pausen, wird langsam, wird lebhaft. Es erscheint hier ein freudetrunkenes Herz, ein Herz, pochend unter dem Gewicht der Liebe. Aber plötzlich sinkt die Stimme, der Vogel schweigt. Er beginnt wieder! Wie verändert sind seine Töne! Welche zärtliche Melodie! Bisweilen erklingen schmachtende, doch mannigfaltige Modulationen; bisweilen ist es ein Lied mit Monotonie, wie jenes in den alten französischen Romanzen, den Meisterstücken der

Einfalt und der Schwermuth. Der Gesang dient eben so oft als Zeichen der Trauer wie der Freude; der Vogel, welcher seine Jungen verlor, singt noch; es ist noch das Lied der glücklichen Zeit, welches er wiederholt, denn er kennt nur Eines; aber durch die Kraft seiner Kunst veränderte der Sänger den Schlüssel, und das Gejubel der Freude gestaltete sich zur Klage des Schmerzens.

Jene, welche den Menschen enterben, und ihm die Herrschaft der Natur entziehen, möchten beweisen, nichts sey für uns gemacht. Aber der Gesang der Vögel zum Beispiele ward angeordnet für unser Ohr; man mag die Gäste der Wälder verfolgen, ihrer Nester berauben, mit Waffen oder in Schlingen verletzen, man kann sie mit Schmerz erfüllen, aber niemals zum Stillschweigen zwingen. Wider unsern Willen müßen sie uns erfreuen; sie müßen den Befehl der Vorsehung erfüllen. Als Sklaven in unsern Häusern vermehren sie ihre Accorde; allerdings hat das Unglück seine geheime Harmonie, denn alle Unglücklichen sind geneigt zum Gesange. Mag der Vogelfänger mit grausamer Geschicklichkeit die Augen einer Nachtigall rauben, ihre Stimme wird nur melodischer. Dieser Homer der Vögel gewinnt sein Leben mit Gesang und verfaßt das schönste Lied, wenn er das Gesicht verlor. « Demodokos, sagt der Dichter von Chios, indem er sich selbst mit den Zügen des Sängers

der Phäaken malt, war der Günstling der Muse; sie mischte für ihn das Wohl und Weh, sie machte ihn blind, indem sie ihm das Glück der Gesänge gab.»

Τὸν πέρι μοῦς' ἐφίλησε, δίδου δ' ἀγαθόν τε, κακόντη.
Ὀφθαλμῶν μὲν ἄμησε δίδου δ' ἡδεῖαν ἀοιδήν.

Der Vogel scheint das wahre Bild des Christen hienieden; er stellt wie der Gläubige die Einsamkeit über die Welt, den Himmel über die Erde, und seine Stimme preist ohn' Unterlaß die Wunder des Schöpfers.

Es gibt einige besondere Gesetze für die Schreie der Thiere, welche man, wie es scheint, noch nicht genug beobachtete, obschon sie große Aufmerksamkeit verdienen. Die verschiedene Sprache der Gäste der Einöde scheint uns berechnet nach der Größe oder dem Reize des Ortes, wo sie wohnen, so wie nach der Stunde des Tages, in welcher sie sich zeigen. Das Gebrülle des Löwen, hart, trocken, stark, steht im Einklang mit dem glühenden Sande, wo es sich hören läßt, während das Gebrülle unserer Stiere das ländliche Echo unserer Thäler erfreut. Die Ziege hat etwas Zitterndes und Wildes in ihrer Stimme, wie die Felsen und Trümmer, an welche sie sich gerne hängt. Das kriegerische Pferd bildet scharfe Klänge

wie die Trompete, und als fühlte es, nicht für ländliche Geschäfte geschaffen zu seyn, schweigt es unter dem Stachel des Pflügers, und wiehert unter dem Zügel des Kriegers.

Die Nacht, bald reizend, bald düster, empfängt die Nachtigal und die Eule; die eine singt für den Zephyr, das Gebüsch, den Mond und die Liebenden; die andere singt für die Winde, alte Wälder, Finsternisse und die Todten. Kurz, fast alle Thiere, welche vom Blute leben, gleichen dem besondern Geschrei ihrer Schlachtopfer; der Sperber kläfft wie das Kaninchen und miaut wie die jungen Katzen; die Katze selbst hat eine Art von Geschrei wie die jungen Vögel in unsern Gärten; der Wolf blöckt, brüllt oder bellt; der Fuchs gluckt oder schreit; der Tiger hat das Gebrülle des Stiers, und der Seebär eine Art jenes schrecklichen Gedröhnes, wie der Klang der von den Wellen geschlagenen Klippen, wo er seine Beute sucht. Dieß Gesetz erregt Erstaunen, und verbirgt vielleicht ein schreckliches Geheimniß. Auch die Wütheriche unter den Menschen folgen diesem Gesetze der fleischfressenden Thiere; mehrere Tyrannen trugen Spuren der Empfindsamkeit auf dem Antlitz und in der Stimme; sie bildeten äußerlich die Sprache der Unglücklichen, welche sie zu zerreissen innerlich dachten. Dennoch wollte die Vorsehung nicht, daß man sich gänzlich in ihnen irre

wenn man die wild gestimmten Menschen näher beschaut, findet man in ihrer geheuchelten Milde einen Zug von Falschheit und Gewalt, welcher tausendmal schrecklicher erscheint als ihre Wuth.

Sechster Abschnitt.

Nester der Vögel.

Eine bewunderungswürdige Vorsehung bemerkt man bei den Nestern der Vögel. Man kann nicht ohne Rührung diese himmlische Güte betrachten, welche dem Schwachen den Fleiß, und dem Unbekümmerten die Vorsicht gibt.

Sobald die Bäume ihre Blüthen entwickelt haben, beginnen tausend Werkleute ihre Arbeiten. Die einen tragen lange Strohhalme in das Loch eines alten Gemäuers; andere bauen die Wohnplätze an die Fenster einer Kirche; die dritten rauben einem Pferde die Haare, oder das Bischen Wolle, welche das Schaaf an einem Gesträuche hängen läßt. Es giebt Holzhauer, welche die Zweige auf dem Wipfel eines Baumes kreuzen; es giebt Spinnerinnen, welche die Seide auf einer Distel sammeln. Tausend Paläste erheben sich, und jeder Palast wird ein Nest; jedes Nest zeigt

reizende Verwandlungen; ein glänzendes Ei, dann eine kleine Decke von Flaum. Das Junge bekommt Federn, die Mutter lehrt es sich auf seinem Lager erheben. Bald setzt es sich auf den Rand seiner Wiege, und wirft dort den ersten Blick auf die Natur. Erschreckt und entzückt, stürzt es zurück unter seine Brüder, welche das Schauspiel noch nicht gesehn; aber ein zweitesmal gerufen von der Stimme seiner Eltern, erhebt es sich wieder aus seinem Lager, und dieser junge König der Lüfte, welcher noch rings um sein Haupt die Krone der Kindheit trägt, betrachtet schon mit Muth den ungeheuren Himmelsraum, die wogenden Wipfel der Föhren und die Abgründe des Grünen unter der heimatlichen Eiche. Während die Wälder jubeln, indem sie ihren neuen Gast empfangen, arbeitet ein alter Vogel, verlassen von seinen Flügeln, sich ab in der Nähe eines strömenden Wassers; da erwartet er, hingegeben und einsam, ruhig den Tod am Gestade des nämlichen Flusses, wo er seine Liebe sang, und wo benachbarte Bäume noch immer sein Nest tragen sammt seiner liederreichen Nachkommenschaft.

Hier müssen wir ein anderes Gesetz der Natur beobachten. In der Klasse der kleinen Vögel sind die Eier gewöhnlich mit den herrschenden Farben des Männchens bemalt. Der Dompfaff nistet in dem Hagedorn, in den Johannisbeerstauden und

in den Gesträuchen unserer Gärten; seine Eier sind schieferfarbig wie der Saum seines Rückens. Wir erinnern uns einmal eines dieser Nester auf einem Rosenstock gefunden zu haben; es glich einer Muschel, welche vier blaue Perlen enthält; eine Rose, ganz feucht, hieng darüber; das Männchen saß unbeweglich auf einem benachbarten Gesträuche, wie eine Blume von Purpur und Azur. Diese Gegenstände malten sich ab in dem Wasser eines See's mit dem Schatten eines Nußbaums, welcher der Scene zum Grunde diente, und hinter welchem die Morgenröthe emporstieg. Gott gab uns in diesem kleinen Gemälde eine Vorstellung der Anmuth, womit er die Natur schmückte.

Bei den großen Vögeln verändert sich an den Eiern das Gesetz der Färbung. Wir vermuthen, daß bei den Vögeln, wo das Männchen mehrere Weibchen, oder wo das Gefieder keine bestimmte Farbe des Geschlechtes hat, das Ei weiß sey. Bei den Wasservögeln oder Waldvögeln, welche ihre Nester entweder in den Meeren oder auf den Wipfeln der Bäume bereiten, erscheint das Ei gewöhnlich mit bläulichem Grün; es trägt so zu sagen die Farbe der umgebenden Elemente. Gewisse Vögel, welche auf der Höhe der Thürme oder in den Glockenhäusern sich lagern, haben Eier so grün wie der Epheu, oder röthlich, wie das bewohnte Mauerwerk. Man kann es also wie ein

bleibendes Gesetz betrachten, daß der Vogel über seinem Ei ausbreitet das Gewand seiner Liebe oder das Sinnbild seiner Sitten und Schicksale.

Beim bloßen Anblicke dieses zerbrechlichen Denkmales kann man ungefähr sein Volk erkennen, seine Tracht, seine Gewohnheiten, seine Neigungen; ob er Tage der Gefahr auf den Meeren, oder glücklichere Stunden eines ländlichen Daseyns erlebte; ob er in Reichen der Bildung oder Wildheit, das Gebirge oder den Thalgrund bewohnte. Der Alterthumforscher in den Waldungen stützt seine Wissenschaften auf einen festern Grund, als der Alterthumforscher der Städte; eine entlaubte oder bemooste Eiche verkündet sicherer ihren Erschaffer, als eine zertrümmerte Säule ihren Baumeister nennt. Die Gräber bezeichnen bei den Menschen die Blätter ihrer Geschichte; die Natur hingegen macht ihren Abdruck nur in das Leben; sie braucht weder Granit noch Marmor, um zu verewigen, was sie schreibt. Die Zeit vertilgte die Feste der Könige von Memphis auf ihren Trauerpyramiden; aber sie konnte nicht einen einzigen Buchstaben der Geschichte auslöschen, welche der ägyptische Ibis auf der Schale seines Eies eingegraben trägt.

Siebenter Abschnitt.

Wanderung der Vögel. Wasservögel und ihre Sitten. Güte der Vorsehung.

Man kennt die schönen Verse von Racine dem Sohne, über die Wanderungen der Vögel:

Ceux qui, de nos hivers redoutant le courroux,
Vont se réfugier dans les climats plus doux,
Ne laisseront jamais la saison rigoureuse
Surprendre parmi nous leur troupe paresseusse.
Dans un sage conseil par les chefs assemblé,
Du départ général le grand jour est reglé;
Il arrive; tout part; le plus jeune peut-être
Demande en régardant les lieux qui l'ont vu naitre,
Quand viendra ce printems par qui tant d'exilés
Dans les champs paternels se verront rappelés.

«Alle jene, welche die Rauhheit unserer Winter erschreckt, so daß sie zu sanfteren Climaten entfliehen, lassen sich niemals in lässiger Trägheit von der Strenge der Jahreszeit überfallen. In großem Rathe, welchen die Häupter versammeln, wird der Tag des allgemeinen Fortzugs beschlossen; er kommt; Alles entflieht; nur der jüngste vielleicht fragt beim

Rückblick auf die Stätte seiner Geburt: Wann kommt er wieder der Frühling, welcher so viele Verbannte auf die väterlichen Gefilde zurück ruft?»

Wir kannten mehrere Unglückliche, welchen diese letzte Wendung Thränen aus den Augen lockte. Die Natur kennt keine Verbannungsörter, wie diejenigen, welche der Mensch befiehlt. Der Vogel wird einen Augenblick nur zu seinem Glücke verwiesen; er zieht fort mit seinen Nachbarn, mit seinen Schwestern und Brüdern; er läßt nichts hinter sich und trägt sein ganzes Herz mit sich. Die Einöde hat ihm Leben und Wohnung bereitet; die Gehölze sind nicht gegen ihn bewaffnet; er kehret endlich zurück, um in den Gegenden seiner Geburt zu sterben; da findet er wieder den Strom, den Baum, das Nest, die Sonne seiner Väter. Aber kehrt der Mensch, welchen man von seinem Herde vertrieb, zu demselben zurück? Ach! der Mensch kann bei der Geburt nicht sagen, welcher Winkel des Weltalls seine Asche bewahren und in welche Gegend der Hauch des Unglücks ihn tragen wird. Ließe man ihn doch noch in Ruhe sterben! Aber sobald das Unglück hereinbricht, verfolgt ihn alles; das besondere Unrecht, welchem er unterliegt, wird zur allgemeinen Ungerechtigkeit. Er findet nicht so wie der Vogel die Gastfreundschaft auf der Straße. Er klopft, und man öffnet nicht; er findet für seine ermüde-

ten Glieder nichts, als die Säule auf dem Heerwege, oder die Grenze irgend eines Erbguts. Oft bestreitet man ihm sogar diesen Ruheplatz, welcher inmitten von zwei Feldern Niemanden zu gehören schien; man zwingt ihn seinen Weg bis zu neuen Einöden fortzusetzen; der Bann, welcher ihn aus seinem Vaterlande trieb, scheint ihn aus der Welt getrieben zu haben. Er stirbt; und Niemand findet sich ihn zu begraben. Sein Körper liegt verlassen auf einem armseligen Lager, von welchem ihn der Richter hinwegnehmen muß, nicht als den Leib eines Menschen, sondern als eine Unreinlichkeit, welche den Lebenden Gefahr droht. Ha! Viel glücklicher stirbt er hin in irgend einer Grube am Rande des Hochwegs, wo die Liebe des Samariters beim Vorüberziehen ein wenig fremde Erde auf diesen Leichnam wirft! Hoffen wir also nichts als den Himmel, und wir fürchten keine Verbannung; in der Religion liegt ein ganzes Vaterland.

Während ein Theil der Schöpfung täglich an dem nämlichen Orte den Lobpreis des Schöpfers verkündigt, wandert ein anderer Theil um seine Wunder zu erzählen.

Die schnellen Boten durchziehen die Lüfte, gleiten in die Gewässer, setzen über Berg und Thäler. Die einen kommen mit den Flügeln des Frühlings, und verschwinden bald mit den Zephy-

ren, indem sie von Klima zu Klima ihrem veränderlichen Vaterlande folgen; die andern halten fest an der Wohnung des Menschen, als Wanderer der Ferne verlangen sie die alte Gastfreundschaft. Jeder folgt seiner Neigung in der Wahl seines Gastwirths; das Rothkehlchen wendet sich an die Hütten, die Schwalbe klopft an die Paläste; diese Königstochter scheint noch das Große zu lieben, aber die düstere Größe, welche ihrem Schicksal gleicht: sie lebt den Sommer in den Ruinen von Versailles, und den Winter in den Trümmern von Thebe.

Kaum ist sie verschwunden, so nahet mit den Winden des Nords eine Ansiedlung, welche die Wanderer des Mittags ersetzt, damit nichts leer bleibe auf unsern Gefilden. In grauen Herbsttagen, wenn der schneidende Wind des Spätjahrs auf unsern Feldern bläst, und die Gehölze ihre letzten Blätter verlieren, zieht eine Schaar wilder Enten, in Reihen gestellt, schweigend durch den schwermüthigen Himmel. Bemerken sie aus der Höhe der Lüfte irgend ein gothisches Gebäude mit Teichen und Wäldern, da bereiten sie sich zur Niederlassung; sie erwarten die Nacht, und nehmen die Stellung über den Gehölzen. Sobald die Abenddünste das Thal umhüllen, stürzen sie schnell mit gestrecktem Halse und zischendem Flügel hinab in die wiederschallenden Gewässer. Ein allgemeiner

Schrei, auf welchen ein tiefes Schweigen folgt, ertönt in den Sümpfen. Geleitet von einem kleinen Lichte, welches vielleicht aus dem engen Fenster eines Thurmes schimmert, nahen die Wanderer den Mauern, geschützt von Schilfrohr und Schatten. Da begrüßen sie mit Flügelschlag und Hochgeschrei, mitten im Gemurmel der Winde und des Regens, abwechselnd den Wohnplatz des Menschen.

Einer der artigsten Bewohner dieser Einöden, dessen Pilgrimschaften nicht sehr ins Weite gehen, ist die Wasserhenne. Sie zeigt sich am Rande des Schilfrohres, vertieft sich in sein Labyrinth, erscheint und verliert sich wieder, indem sie einen kurzen wilden Schrei von sich giebt; sie ergeht sich in dem Graben des Schlosses, und setzt sich gern an den Mauern auf die ausgehauenen Wappenschilde. Wenn sie unbeweglich bleibt, erscheint sie mit ihrem schwarzen Gefieder und ihrem weißen Busche auf dem Kopfe wie ein Vogel des Wappenschmucks, welcher vom Schilde eines alten Ritters herabfiel. Bei Annäherung des Frühlings entweicht sie zu entferntern Quellen. Eine Wurzel der Weide, welche das Wasser untergrub, dient ihr als Zufluchtstätte; dort entzieht sie sich jedem Auge. Die Winden, die Moose, die Haarpflanzen im Wasser bilden vor ihrem Neste grünende Vorhänge; die Kresse und Wasserlinse bieten ihr

eine zarte Nahrung; kleine Wellen murmeln leise um ihr Ohr; schöne Insekten spielen vor ihren Augen; und die Najaden des Baches pflanzen, um die junge Mutter besser zu verbergen, rings um sie ihre Kunkeln von Schilf, an welchen purpurne Wolle hängt.

Unter diesen Wanderern des Nordens gewöhnen sich einige an unsere Sitten, und verweigern die Rückkehr in ihr Vaterland; die einen gewinnet, wie die Gefährten des Ulysses, die Süssigkeit einiger Früchte; die andern fesselt, wie die Ueberläufer vom Schiffe Cook's, eine Schaar von Zauberinnen, welche dieselben auf ihren Inseln zurück halten. Aber die meisten verlassen uns nach einigen Monaten wieder; sie schließen sich an die Winde und Stürme, welche den Schimmer der Fluthen verdunkeln und ihnen die Beute liefern, welche in den durchsichtigen Gewässern entflöhe. Sie lieben nur unbekannte Gegenden, und machen die Reise um die Erde in einem Kreise von Einöden.

Diese Vögel besuchen unsere Behausungen nicht immer schaarenweise. Bisweilen kommen zwei schöne Fremdlinge, so weiß wie der Schnee, mit unsern Winterfrösten. Sie lassen sich mitten auf den Haiden nieder an einem offenen Orte, wo jeder Nahende gesehen werden muß; nach einigen Stunden Ruhe erheben sie sich wieder über die Wolken.

Geht man an den Ort, wo sie saßen, so findet man nur noch einige Federn als die einzigen Zeichen ihres Daseyns, welche der Wind schon zerstreute. Glücklich der Günstling der Musen, welcher ähnlich dem Schwane der Erde entschwand, und keine andern Andenken zurück ließ, als einige Federn seiner Flügel!

Das Passende für die Scenen der Natur, und das Nützliche für die Verhältnisse des Menschen bestimmt die verschiedenen Wanderungen der Thiere. Die Vögel, welche in den Sturmmonaten erscheinen, haben düstere Stimmen und wilde Sitten wie die Jahreszeit, welche sie bringt; sie kommen nicht um sich hören zu lassen, sondern um zu horchen; in dem dumpfen Brausen der Gehölze liegt ein Zauber für ihr Ohr. Die Bäume, welche traurig die entblätterten Wipfel wiegen, tragen nur schwarze Schaaren, welche für die Zeit des Winters sich verbannen; sie haben ihre Wachen und ihre ausgestellten Vorposten. Oft steht eine hundertjährige Krähe, die alte Sibylle der Einöde, ganz allein hoch auf einer Eiche, mit welcher sie alterte; dort bleibt sie, während ihre Schwestern verstummen, unbeweglich; und gleichsam gedankenvoll überläßt sie den Winden ihre prophetisch monotonen Töne. Es ist auffallend, daß die Kriechenten, die Wildenten, die Gänse, die Schnepfen, die Bracker, die Strandvögel, welche uns zur

Nahrung dienen, erst dann anlangen, wann die Erde nichts mehr bietet, während die fremden Vögel, welche zu uns in der Jahreszeit der Früchte gelangen, mit uns nur die Verhältnisse der Freude theilen; sie sind Tonkünstler zur Verschönerung unserer Feste. Davon muß man einige ausnehmen, wie die Wachtel und die Holztaube, deren Jagd nach der Erndte geschieht, und welche an unsern Saaten sich fett machen, um unsere Tische zu schmücken. So sind die Vögel des Nords die Manna der Sturmwinde, wie die Nachtigallen die Gaben des Zephyrs sind. Von jeglicher Seite des Horizonts bringt der Hauch des Windes uns irgend ein Geschenk der Vorsehung.

Achter Abschnitt.

Vögel des Meers.
Nutzen für den Menschen.

Die Wanderungen der Vögel dienten wie Kalender den Ackerleuten in den alten Zeiten.

Die Gänse, die Kriechenten, die Enten, welche von häuslicher Art sind, wohnen überall, wo es Menschen geben kann. Die Wanderer fanden unzählbar viele Reihen dieser Vögel, sogar in den Gegenden des Südpols und an den Küsten von Neuseeland.

Wir selbst fanden sie nach Tausenden von dem Golf des St. Lorenz bis an die Spitze der Erdzunge von Florida. Wir sahen einmal auf den Azoren eine Gesellschaft blauer Kriechenten, welche die Müdigkeit zur Niederlassung auf einem Feigenbaume zwang. Dieser ganz blätterlose Baum trug rothe Früchte, welche paarweise wie Krystalle aneinander hiengen. Als diese Wolke von Vögeln ihn bedeckte, welche ihre ermüdeten Flügel herabhängen ließen, zeigte er ein auffallendes Schauspiel; die Früchte erschienen wie glänzender Purpur auf den beschatteten Aesten, während der Baum selbst ganz wundervoll und plötzlich ein Blätterwerk von Azur hervorgetrieben zu haben schien.

Die Meervögel haben Orte der Versammlung, wo sie in Verbindung über Geschäfte ihres Gemeinwesens sich zu berathen scheinen; gewöhnlich ist es ein Fels inmitten der Wogen. Oftmals setzten wir uns nieder auf der Insel St. Peter,*) auf der Küste gegenüber einer kleinen Insel, welche die Bewohner das Taubenhaus nennen, weil sie einem solchen gleich sieht, und weil man dort im Frühlinge Eier sucht.

Die Menge der Vögel, welche sich auf diesem

---

*) Insel beim Eingang des Golfs von St. Lorenz, an der Küste von Neufundland.

Felsen versammelten, stieg so hoch, daß wir oftmals ihre Schreie mitten in dem Gebrülle der Stürme vernahmen. Diese Vögel hatten außerordentliche Stimmen, als wenn sie aus den Meeren kämen; der Ocean hat seine Flora, aber auch seine Philomele. Wenn beim Untergange der Sonne der Wettervogel an der Spitze eines Felsen zischt, und das dumpfe Getose der Wogen ihn begleitet, so bildet dieß einen der schwermüthigsten Zusammenklänge; niemals erfüllte die Gattin des Ceix mit so viel Schmerzensausrufen die Gestade als Zeugen ihrer Leiden.

Ein vollkommenes Einverständniß herrschte in dem Gemeinwesen des Taubenhauses. Sobald ein Mitbürger ins Leben trat, stürzte ihn seine Mutter in die Wellen, wie barbarische Völker ihre Kinder in die Flüsse tauchten, um sie für die Anstrengungen des Lebens abzuhärten. Eilige Boten zogen fort mit zahlreichen Wachen aus diesem Tyrus, um auf Befehl der Vorsehung über die Meere sich auszubreiten, und ohn' Unterlaß die Schiffe zu warnen. Die einen stellen sich auf vierzig bis funfzig Meilen entfernt von einem unbekannten Lande, und werden ein sicheres Merkzeichen für den Piloten, welcher sie schwimmend über dem Wasser wie die Boye eines Ankers erblickt; andere lagern sich auf einem Felsstücke, und erheben als wachsame Wachen während der

Nacht eine klägliche Stimme, um die Schiffer zu entfernen; noch andere endlich bilden durch das Weiße ihres Gefieders wahre Leuchtthürme über der Schwärze der Klippen. Wir vermuthen, aus dem nämlichen Grunde habe die Güte der Gottheit den Schaum der Wellen phosphoreszierend gemacht; nach dem Maaße des Sturmes wird er immer glänzender durch den Wogenschlag. Viele Schiffe würden sich in dem Dunkel zertrümmern, ohne solche wunderbare Leuchtpfannen, welche die Vorsehung über diesen Klippen anzündet.

Alle Zufälle der Meere, Ebbe und Fluth, Ruhe und Sturm werden durch die Vögel vorher verkündet. Die Möve steigt herab auf das sandige Ufer, zieht den Hals in die Federn, verbirgt den einen Fuß in dem Gefieder, und hält sich unbeweglich auf dem andern, um dem Fischer den Augenblick zu verkünden, wo die Wogen sich erheben; die Seelerche aber läuft längs dem Wasser, entläßt einen sanften und traurigen Schrei, womit sie den Augenblick der Ebbe verkündet; die Sturmvögel endlich halten sich inmitten des Ozeans. Gefährten der Seeleute folgen sie dem Laufe der Schiffe, und sind Propheten des Gewitters. Der Matrose erkennt in ihnen etwas Heiliges, und gewährt ihnen mit frommem Sinne Gastfreundschaft, wenn der Wind sie an Bord wirft; eben so verehrt der Landmann das Rothkehlchen,

welches ihm die schönen Tage vorhersagt; und eben so empfängt er es unter dem Dach seiner Hütte während der Strenge des Winters. Diese unglücklichen Menschen, welche sich in den zwei härtesten Lagen des Lebens befinden, besitzen Freunde, welche ihnen die Vorsehung sendet; sie finden in einem schwachen Wesen den Rath und die Hoffnung, welche sie oft vergebens bei Ihresgleichen suchen würden. Diese wohlthätige Verbindung der kleinen Vögel und der unglücklichen Menschen gehört zu jenen rührenden Zügen, welche in den Werken der Gottheit überall sich zeigen. Zwischen dem Rothkehlchen und dem Landmanne, zwischen dem Sturmvogel und dem Matrosen besteht eine ganz ergreifende Aehnlichkeit der Sitten und der Schicksale. Ach! wie trocken erscheint die Natur in der Erklärung der Sophisten! und wie wird sie erfüllt und fruchtbar in einfachen Herzen, welche ihre Wunder aufsuchen, um den Schöpfer zu verherrlichen!

Wenn Zeit und Ort es gestatteten, hätten wir noch andere Wanderungen zu beschreiben, noch andere Geheimnisse der Vorsehung zu offenbaren. Wir würden sprechen von den Kranichen der beiden Florida's, welche mit ihren Flügeln so reizende Töne hervorbringen, und welche so schöne Reisen über den Seen, über den Grasplätzen, über den Cypressenwäldchen und über den Gebü-

schen der Orangen und der Palmbäume vollbringen. Wir hätten zu zeigen den Pelikan der Wälder, welcher die Todten der Einöde besucht, indem er nur bei den indischen Friedhöfen und bei den Hügeln der Gräber verweilt. Wir hätten die Gründe dieser Wanderungen anzugeben, welche stets auf den Menschen sich beziehen. Wir hätten zu sprechen von den Winden und Jahreszeiten, welche die Vögel für die Veränderung der Klimate erwählen; von den Abentheuern, welche sie bestehen, von den Hindernissen, welche sie besiegen, von den Schiffbrüchen, welche sie leiden; bisweilen landen sie fern von der Gegend, welche sie suchen, an unbekannten Gestaden; bisweilen gehen sie zu Grunde, indem sie über Wälder, welche der Blitz entzündete, oder über Ebenen, welche die Wilden in Brand steckten, hinüberziehen.

In den ersten Altern der Welt ordneten nach der Blüthe der Pflanzen, nach dem Abfalle der Blätter, nach Fortzug und Rückkehr der Vögel, die Landleute und die Hirten ihre Arbeiten. Daher die Vogeldeuterei bei verschiedenen Völkern; man dachte, die Thiere, welche die Jahrszeiten und die Sturmwinde vorhersagten, als Dollmetsche der Gottheit. Die alten Naturkundigen und Dichter (welchen wir das bischen Einfachheit verdanken, welches uns noch blieb) zeigen uns das Wun-

derbare dieser Zeitrechnung nach den Festen der Natur, welche so viel Reiz über das Leben verbreitet hat. Gott ist ein tiefes Geheimniß; der Mensch, nach seinem Bilde geschaffen, ist gleichfalls unergründlich; es erschien also eine unaussprechliche Uebereinstimmung, wenn man sah, daß die Perioden seiner Tage nach Uhren sich regelten, welche eben so geheimnißvoll waren wie er selbst.

Unter den Gezelten von Jakob und Booz setzte die Ankunft eines Vogels alles in Bewegung; der Patriarch selbst umgieng sein Gefilde an der Spitze seiner Diener, welche mit Sicheln sich bewaffneten. Verbreitete sich die Sage, man habe die Jungen der Lerche schwebend gesehen, so begann bei dieser großen Kunde ein ganzes Volk nach der Mahnung Gottes mit freudiger Aemsigkeit die Erndte. Diese lieblichen Zeichen, welche die Sorge der gegenwärtigen Jahrszeit regelten, gewährten den Vortheil, auch die Veränderungen der kommenden Jahrszeit vorherzusagen. Kamen die wilden Gänze und Enten in Menge, so wußte man die Länge des kommenden Winters. Baute die Krähe ihr Nest im Monat Jänner, so hofften die Hirten im April die Rosen des Mays. Die Hochzeit einer Jungfrau am Bord einer Quelle stand im Zusammenhange mit dem Aufblühen einer Pflanze; und die Greise, welche gewöhnlich im

Herbste sterben, fielen ab wie die Eicheln und die gereiften Früchte. Während der Philosoph das Jahr verkürzte und verlängerte, und den Winter auf das Grün des Frühlings rückte, fürchtete der Landmann keine Täuschung von denjenigen Sternkundigen, welche ihm der Himmel sandte. Er wußte wohl, daß die Nachtigall den Monat der Fröste nicht für jenen der Blüthe nähme, und beim Sonnenstillstande des Winters nicht die Gesänge des Sommers erhöbe. Alle Angelegenheiten, Spiele und Freuden des ländlichen Menschen regelten sich nicht nach dem ungewissen Kalender irgend eines Weisen, sondern nach den untrüglichen Rechnungen Desjenigen, welcher den Weg der Sonne zeichnete. Dieser oberste Herrscher wollte den Dienst seiner Festtage den einfachen Zeiten unterwerfen, welche seinen eigenen Werken entnommen sind. In jenen Tagen der Unschuld rief, nach den Wechseln der Jahreszeit und der Arbeit, die Stimme des Zephyrs oder des Sturmwinds, die Stimme des Adlers oder der Taube, den Menschen in den Dom des Gottes der Natur.

Unsere Bauern bedienen sich noch jetzt dieser reizenden Tafeln, auf welche die Zeiten der ländlichen Arbeiten gegraben sind. Die Völker Indiens bewahren den nämlichen Gebrauch; die Ne-

ger und die amerikanischen Wilden folgen der nämlichen Art zu rechnen. Ein Siminole in Florida sagt: « Das Mädchen hat sich vermählt bei der Ankunft des Kolibri. — Das Kind ist gestorben bei dem Entfiedern des Non-Pareille. — Diese Mutter hat so viele Söhne, als Eier im Neste des Pelikan. »

Die Wilden von Canada bezeichnen die sechste Stunde des Abends mit dem Augenblicke, wo die Holztauben aus den Quellen trinken, und die Wilden von Louisiana mit demjenigen, wo die Ephemere aus den Wassern steigt. Der Zug der verschiedenen Vögel regelt die Jahreszeit der Jagden; die Zeit der Erndten des Mais, des Ahornzuckers und des tauben Habers wird angekündiget durch gewisse Thiere, welche zur Stunde des Festes herbeieilen.

Neunter Abschnitt.

Fortsetzung von den Wanderungen.

Vierfüßige Thiere.

Die Wanderungen erscheinen viel häufiger in der Classe der Fische und Vögel, als bei den vierfüßigen Thieren, wegen der Mannigfaltigkeit

der ersten und der Leichtigkeit ihrer Reisen durch zwei Elemente, welche die Erde umgeben; das Erstaunungswürdige liegt nur in der Art, womit sie, ohne sich zu verirren, an die gesuchten Küsten sicher gelangen. Man begreift leicht, daß ein Thier, von Hunger getrieben, seinen Wohnort verlasse, um Nahrung und Zuflucht zu finden; aber begreift man, daß die Materie es eher dahin als dorthin treibt, und daß sie mit bewunderungswürdiger Genauigkeit es bestimmt an den Ort führt, wo diese Nahrung und diese Zuflucht sich finden? Warum kennt es die Winde und die Ebbe, die Sonnenstillstände, die Tag- und Nachtgleiche? Gewiß würden all die wandernden Geschlechter fast alle untergehen, wenn ihr angeborner Naturtrieb sie einen Augenblick verließe. Die einen würden, wenn sie kalte Breiten aufsuchen, zu den Wendekreisen gelangen; die andern würden, in der Absicht die Linie zu erreichen, an den Pol kommen. Unsere Rothkehlchen zögen, anstatt Elsaß und Deutschland auf der Jagd nach kleinen Insekten zu durchstreichen, etwa nach Afrika als Beute irgend eines großen Käfers; der Grönländer hörte eine Klage hervorbrechen aus den Felsen, er sähe einen graulichen Vogel singen und sterben; dieß würde die arme Nachtigall seyn.

Gott gestattet solche Verirrungen nicht. Alles folgt in der Natur seinen Bestimmungen und seinen Verhältnissen; den Blumen die Zephyre, dem Winter die Stürme, dem Menschenherzen der Schmerz. Die geschicktesten Seeleute werden lange den erwarteten Hafen verfehlen, ehe der Fisch über die Länge der kleinsten Klippe des Abgrunds sich täuscht. Die Vorsehung ist sein Polarstern; wohin er sich wende, überall findet er dieses Gestirn, welches niemals untergeht.

Das Weltall gleicht einem ungeheuren Gasthause, wo ohne Unterlaß Alles in Bewegung sich befindet. Eine ungeheure Menge Reisender zieht aus, zieht ein. Es giebt vielleicht nichts schöneres bei den Wanderungen der vierfüßigen Thiere, als die Reisen der Bisen-Ochsen, welche über die Grasplätze von Louisiana und Neu-Mexiko ziehen. Kommt die Zeit das Klima zu verändern und den Ueberfluß unter wilde Völker zu tragen, so beruft irgend ein Büffel, Führer der Heerden der Einöde, rings um sich seine Söhne und seine Töchter. Die Zusammenkunft geschieht am Gestade des Meschacebe; der Antritt der Reise wird bestimmt für das Ende des Tages. Die Heerde versammelt sich, der Augenblick kommt. Der Anführer, schüttelnd das Haupthaar, welches von allen Seiten über seine Augen und seine rückwärts gebogenen Hörner herabhängt, begrüßt

die untergehende Sonne mit gesenktem Haupte und mit bergähnlich erhobenem Rücken; ein dumpfes Gebrülle ertönt zugleich als Zeichen der Abreise aus seiner tief gehölten Brust; plötzlich stürzt er in die schäumenden Wellen und es folgt ihm die Menge der jungen Kühe und Stiere, welche hinter ihm vor Liebe brummen.

Während diese gewaltige Familie von Vierfüßigen mit großem Getöse über die Ströme und durch die Wälder setzt, wogt eine friedliche Flotte schweigend über einen einsamen See beim Hauche der Zephyre und beim Schimmer der Gestirne. Kleine schwarze Eichhörnchen beschließen, wenn sie die Nußbäume der Nachbarschaft ausgeplündert, auf gut Glück auszuziehen und für einen andern Wald sich einzuschiffen. Augenblicklich erheben sie ihre Schwänze, und stellen in den Wind diese seidenen Segel; so wagt sich die kühne Schaar keck in die unbeständigen Wellen, und der Durst nach Reichthümern führt die unerfahrnen Seeleute. Der Sturm erhebt sich, die Flotte naht dem Untergange. Sie versucht den benachbarten Hafen zu erreichen; aber bisweilen widersetzt sich ein Heer von Bibern der Landung, aus Furcht, diese Fremdlinge möchten die Erndten plündern. Vergebens; die leichten Schaaren, welche das Ufer erreichen, retten sich, indem sie die Bäume besteigen, und verhöhnen von der Höhe dieser Wälle

den schwerfälligen Anmarsch der Feinde. Die Kunst siegt über die List; die Gräber nahen, zerbeißen die Eiche, und machen sie fallen mit allen ihren Eichhörnchen wie einen Thurm, welchen, beladen mit Kriegern, der alte Widder niederwarf.

Noch andere Unglücksfälle kommen über unsere Abentheurer, aber sie trösten sich mit einigen Früchten und einigen Spielen; Athen zeigte sich nach der Einnahme durch die Lacedämonier, weder minder liebenswürdig noch minder leichtfertig. Indem wir auf dem Packetboot von New-York nach Albany auf dem Strome des Nordens zurückfuhren, sahen wir einen dieser Unglücklichen, welcher vergebens den Fluß zu übersetzen suchte. Man zog ihn halb ersäuft aus dem Wasser; er war schön, schwarz wie Ebenholz, und sein Schweif hatte die doppelte Länge seines Körpers; man brachte ihn wieder ins Leben, aber er verlor die Freiheit; eine junge Reisende machte ihn zu ihrem Sklaven.

Die Rennthiere des Nordens von Europa, die Caribous und Orignals des nördlicher Amerikas haben ihre Zeiten der Wanderung, welche stets den Bedürfnissen des Menschen entsprechen. Sogar die weißen Bären von Neufundland, deren Pelz dem Eskimos so nothwendig ist, kommen zu diesen Wilden durch eine wunderbare Vorsehung. Diese Ungeheuer des Meeres landen an den Kü-

sten von Labrador auf schwimmenden Eisschollen, oder auf Trümmern von Schiffen, wo sie sich festhalten wie starke Matrosen, welche aus dem Schiffbruche sich retten.

Auch die Elephanten wandern in Asien; die Erde zittert unter ihren Tritten; doch ist nichts dabei zu fürchten. Der keusche, einsichtvolle, empfindsame Behemos ist sanft, denn er ist stark; er ist friedlich, denn er ist kraftvoll. Als der erste Diener, aber nicht der Sklave des Menschen, behauptet er den zweiten Rang in der Reihe der Schöpfung. Nach dem Sündenfalle entfernten sich die Thiere von der Wohnung des Menschen; doch fast möchte man glauben, daß der Elephant, von Natur edelmüthig, am meisten ungern sich entfernte, denn er blieb stets nahe bei der Wiege des Menschengeschlechtes. Er geht von Zeit zu Zeit aus seiner Einöde und kommt in eine bewohnte Gegend, um seine Gefährten, welche kinderlos sterben, zu ersetzen für den Dienst der Söhne Adams.

Die beredten Federn, welche uns die Sitten dieser Thiere beschrieben, entheben uns einer fernern Schilderung dieses Gegenstandes; nur eines wollen wir bemerken. Die Elephanten erscheinen uns nur darum so seltsam gebaut, weil wir sie abgesondert betrachten von den Pflanzenarten, von den Lagerstätten, von den Gewässern, von den

Bergen, von den Farben, dem Lichte und dem Schatten, und von den Himmelsstrichen, welchen sie angehören. Die Produkte unserer Breitengrade, gemessen nach einem kleinen Maaßstabe, die im Allgemeinen runden Formen der Gegenstände, die Feinheit unserer Kräuter, die zarte Auszackung unseres Blätterwerks, die Niedlichkeit in der Haltung unserer Bäume, unsere zu blassen Tage, unsere zu frischen Nächte, die zu flüchtigen Tinten unseres Grüns, kurz die Farbe sogar, die Tracht und die Bauart des Europäers passen keineswegs zu dem Elephanten. Wenn die Reisenden aufmerksamer die Beobachtungen anstellten, so wüßten wir, wie dieses Quadruped mit der Natur sich vermählt, welche es hervorbringt. Wir glauben einige dieser Verhältnisse zu durchschauen. Der Rüssel des Elephanten zum Beispiel steht in auffallenden Verbindungen mit den Fackeldisteln, den Aloes, den Lianen, dem indischen Rohr und in dem Thierreiche mit den großen Schlangen; seine Ohren haben den Schnitt des morgenländischen Feigenbaums; seine Haut ist schuppicht, weich und dennoch fest, wie die Füllhaare, welche einen Theil des Stamms am Palmbaum umwickeln oder vielmehr wie die holzigen Fasern des Kokos; viele fette Pflanzen der Wendekreise stützen sich auf die Erde wie seine Füße, deren Schwere und viereckige Gestalt sie haben; sein Geschrei zugleich

grell und stark, gleicht jenem des Kaffern, und dem Kriegsgeschreie des Seapoi's. Wenn ein Elephant, bedeckt mit reichen Tapeten, beladen mit einem Thurme, ähnlich den Minarets einer Pagode, irgend einen frommen Herrscher hinträgt zu den Trümmern jener Tempel, welche man in der Halbinsel Ostindiens findet, so verbinden sich die Säulen seiner Füße, seine Masse, seine unregelmäßige Gestalt, sein barbarischer Pomp mit jener kolossalen Architektur, welche Felsenwohnungen hoch übereinander häuft. Das lebende Thier und das zertrümmerte Denkmal erscheinen wie zwei Ueberreste aus der Zeit der Riesen.

Zehnter Abschnitt.

Amphibien und Reptilien.

Man findet am Fuße des Gebirgs der Apalachen, in den beiden Florida's jene Quellen, welche natürliche Brunnen heißen. Jeder Brunnen höhlt sich hinab in dem Mittelpunkte eines Bergleins, worauf Orangen, Steineichen und Catalbas wachsen. Dieß Berglein öffnet sich in Form des Halbmondes auf der Seite des Rasenplatzes, und ein Gießbach entströmt dem Brun-

nen durch diese Oeffnung. Die Bäume, welche sich über die Quelle neigen, machen die ganze Oberfläche unter sich dunkel; aber an dem Ort, wo der Wasserguß aus der Grundlage des Kegels hervorbricht, fällt ein Sonnenstrahl, welcher das Bett des Kanals durchdringt, auf einen einzigen Punkt des Spiegels der Quelle, und bewirkt den Effekt jenes reinen Glases in der Camera Obscura des Malers. Diesen reizenden Ruhplatz bewohnt gewöhnlich ein ungeheures Crocodill, welches unbeweglich inmitten des Wasserbeckens steht.*) Nach seinen grünlichten Schuppen, nach seinen breiten Nasenlöchern, welche Wellen in zweifarbigen Elipsen herauswerfen, könnte man es für einen Drachen von Bronze in irgend einer Grotte der Buschwerke von Versailles halten.

Die Crocodille oder Kaimans der beiden Floridas leben nicht immer einsam. In einer gewissen Zeit des Jahres versammeln sie sich schaarenweise, und stellen sich in Rückhalt um Reisende anzugreifen, welche aus dem Ozean ankommen müssen. Wenn diese aufwärts der Flüsse steigen, so daß das Wasser für ihre Menge zu wenig wird, sterben sie gestrandet an den Ufern,

---

*) Sieh Bartram Voyage dans les Carolines et dans les Florides.

und drohen die Pest in der Luft zu verbreiten; aber plötzlich liefert sie die Vorsehung einem Heere von vier bis fünf tausend Crocodillen. Die Ungeheuer stürzen mit schneidendem Geschrei und klaffenden Kinnbacken auf die Fremdlinge. Springend von allen Seiten nahen sich die Kämpfer. Sie ergreifen und umschlingen sich. Sie stürzen in die Tiefe der Schlünde, wälzen sich in dem Schlamme, steigen wieder an die Oberfläche des Wassers. Der Strom, befleckt mit Blut, bedeckt sich mit zerstümmelten Leibern und rauchenden Eingeweiden. Man vermag nicht eine Vorstellung zu geben von diesem außerordentlichen Ereignisse, welche die Reisenden beschreiben, aber der Leser immer versucht wird für eitle Uebertreibungen zu halten. *)

Die fremden Legionen, gebrochen, zerstreut, furchterfüllt, verfolgt, müssen nun in die Abgründe des Ozeans zurück, um jetzt unsern Bedürfnissen zu dienen und uns zu nützen, ohne uns zu schaden. **)

Diese Arten von Ungeheuer empörten bisweilen die Weisheit des Atheisten; dennoch scheinen

*) Sieh Bartram in der angeführten Reise.

**) Die ungeheuren Vortheile, welche der Mensch von den Wanderungen der Fische zieht, kennt man so genau, daß wir nicht dabei verweilen.

sie nothwendig in dem allgemeinen Entwurfe. Sie bewohnen nur Einöden, wo die Abwesenheit des Menschen ihre Gegenwart befiehlt; dort sind sie aufgestellt um zu zerstören bis zur Ankunft des großen Zerstörers. Sobald wir an einer Küste erscheinen, überlassen sie uns die Herrschaft, überzeugt, daß einer von uns mehr Zerstörungen anrichtet als zehntausend von ihnen. *)

Warum aber schafft Gott überflüssige Wesen, welche dann Zerstörungen nöthig machen? Aus dem einzigen Grunde, weil Gott nicht wie wir auf beschränkte Weise handelt. Er begnügt sich zu sagen: Wachset und mehret euch, und das Unendliche liegt in diesen zwei Worten. Vielleicht soll, um weise zu scheinen, die Gottheit sich mittelmäßig zeigen; dann wird die Unendlichkeit eine Eigenschaft, welche wir ihm versagen; dann verwerfen wir alles Ungeheure. Wir werden sagen: «Das ist zu viel in der Natur,» weil unser Verstand es nicht zu begreifen vermag. Wenn Gott sich gefällt, mehr als eine bestimmte

*) Man hat bemerkt, daß in den beiden Karolinas, wo die Kaimans ausgetilgt wurden, die Ströme oftmals durch die Menge der Fische sich verpesteten, welche vom Ozean heraufsteigen, und aus Mangel an Wasser während der Hundstage sterben.

Anzahl von Sonnen in dem Himmelsgewölbe aufzustellen, dann werden wir das Ueberflüssige als unpassend erklären; und in Folge dieser Verschwendung von Welten werden wir den Schöpfer der Thorheit oder der Ohnmacht bezüchtigen.

Mag die Häßlichkeit dieser Wesen, welche wir Ungeheuer nennen, so groß seyn als sie will, so erkennen wir doch noch bei einzelner Betrachtung unter ihren schrecklichen Zügen einige Zeichen der göttlichen Güte. Ein Crocodill, eine Schlange zeigen sich eben so zärtlich gegen ihre Jungen, wie die Nachtigall, wie die Taube. Es zeigt sich ein wunderbarer und rührender Gegensatz, wenn ein Crocodill ein Nest baut und ein Ei legt wie eine Henne, und wenn ein kleines Ungeheuer herausbricht aus der Schaale wie das Küchlein. Dann zeigt das Weibchen des Crocodills für seine Familie die zarteste Besorgniß. Es wandelt umher unter den Nestern seiner Schwestern; welche Kegeln von Eiern und Thon gleichen, und wie die Zelte eines Feldlagers am Ufer eines Flusses gereiht stehen. Die Amazone bewährt sich als eine aufmerksame Wache, und läßt die Feuer des Tages wirken; die zarte Aufmerksamkeit der Mutter versinnlicht sich in dem Ei des Crocodills, die Stärke aber und die Sitten dieses mächtigen Thieres malen sich so zu sagen in der Sonne, welche dieses Ei ausbrütet, und in dem Schlamme, wel-

cher es aufgehen macht. Sobald einer dieser Bruthaufen getrieben, nimmt das Weibchen unter seine Obhut die wachsenden Ungeheuer; es sind nicht immer seine eigenen Jungen; aber es macht auf diese Weise seine Lehrzeit der Mütterlichkeit, und stellt seine Geschicklichkeit seiner Zärtlichkeit gleich. Wenn endlich seine eigene Familie herausbricht, führt es dieselbe zum Flusse, es wascht sie in reinem Wasser, während sie schwimmen, fängt für sie kleine Fische, und schützt sie gegen die Männchen, welche oft die Brut verzehren möchten.

Ein Spanier in den Floridas erzählte uns, er habe die Brut eines Crocodills hinwegnehmen und in einem Korbe durch Neger forttragen lassen. Man setzte zwei Junge auf die Erde; die Mutter begann alsogleich sie mit ihren Händen und ihrer Schnauze zu schieben. Bisweilen blieb sie hinter ihnen zur Vertheidigung, bisweilen ging sie vor ihnen, um ihnen den Weg zu zeigen. Die Jungen folgten wimmernd den Spuren ihrer Mutter, und dieses Ungeheuer, welches vor kurzem noch die Ufer mit seinem Brüllen erschütterte, ließ nun eine Art Blöcken vernehmen, welches an Zärtiichkeit jenem einer Ziege glich, welche die jungen Gaisen säugt.

Die Klapperschlange übertrifft das Crocodill an mütterlicher Liebe; dieses kriechende Ungeheuer,

welches den Menschen Lehren des Edelmuths *) ertheilt, kann ihn auch über Zärlichkeit belehren. Wird seine Familie verfolgt, so nimmt es dieselbe in seinen Rachen; **) unzufrieden mit allen Orten, wo es sie verbergen könnte, verbirgt es die Jungen im eigenen Leibe, denn es hält für Kinder keine Zuflucht sicher, als den Schooß einer Mutter. Als ein Beispiel der erhabensten Hingebung überlebt es nicht seine Kleinen; denn um sie ihm zu nehmen, muß man sie aus seinen Eingeweiden reißen.

Sollen wir von dem Gifte dieser Schlange sprechen, welches immer schrecklicher ist in der Zeit, wenn es Junge hat? Sollen wir die Zärtlichkeit des Bären anführen, welcher, ähnlich der Frau unter den Wilden, die Jungen sogar dann noch säugt, wenn sie schon todt sind? ***) Man verfolge diese sogenannten Ungeheuer in ihren Naturtrieben; man studiere ihre Gestalten und ihre Waffen; man bemerke den Ring, welchen sie in der Kette der Schöpfung einnehmen; man prüfe sie in ihren eigenen Verhältnissen und in jenen mit dem Menschen, so wagen wir die Behaupt-

---

*) Es greift nie zuerst an.

**) Sieh die Reisen von Carver nach Canada (Carver's travels).

***) Sieh die Reisen von Cook.

ung, die Endursachen seyen vielleicht noch sichtbarer in dieser Classe von Wesen, als sie bei denjenigen Arten sind, welche die Natur mehr begünstigte. Auf diese Art glänzen in einem barbarischen Werke die Züge des Genies nur auffallender in den umgebenden Schatten.

Der Einwurf gegen die Orte des Aufenthalts dieser Ungeheuer scheint uns nicht mehr begründet. Die Moräste, so schädlich sie immer seyen, gewähren doch großen Nutzen. Sie sind in den ungeheuren Ebenen die Urnen der Flüsse, und Behältnisse des Wassers in Gegenden, welche weit vom Meere liegen. Ihr Schlamm und die Asche ihrer Kräuter bieten Dünger den Landleuten; ihr Schilfrohr giebt Feuer und Dach den armen Familien. Allerdings eine schwache Decke, aber sie paßt zu dem Leben des Menschen, dessen Tage nicht länger dauern als das Schilfrohr.

Auch diese Plätze haben eine gewisse ihnen eigenthümliche Schönheit; als die Grenze zwischen Land und Wasser enthalten sie Pflanzen, Bewohner und Lagerstätten besonderer Art; alles erscheint als Gemisch von zwei Elementen. Die Schwerdlilien halten die Mitte zwischen Kraut und Strauch, zwischen dem Lauche des Meeres und der Pflanze des Festlands. Einige der Flußinsekten gleichen kleinen Vögeln; wenn die sogenannte Demoiselle mit ihrem blauen Leibe und ihren durchsichtigen

Flügeln auf die Blume der weißen Wasserlilie sich niedersetzt, so glaubt man den Fliegenvogel der Florida's auf einer Rose von Magnolia zu sehen. Im Herbste bedecken sich diese Moräste mit trockenem Schilfrohr und geben sogar der Unfruchtbarkeit den Anblick der reichesten Erndten; im Frühlinge zeigen sie Reihen grünender Lanzen. Eine einsame Birke oder Weide, an welcher die Zugwinde einige Flocken von Federn aufhiengen, beherrscht diese beweglichen Gefilde; die Luft hinschwebend über die Schiffe, beugt wechselweise ihre Häupter; das eine beugt sich, während das andere sich erhebt; wenn aber plötzlich der ganze Wald sich zur nämlichen Zeit niederlegt, dann erblickt man die vergoldete Rohrdommel oder den weißen Reiher, welcher sich unbeweglich auf seinem langen Fuße wie auf einem Pfahle hält.

Eilfter Abschnitt.

Von den Pflanzen und ihren Wanderungen.

Wir gelangen jetzt zu dem Reiche, wo die Wunder der Natur einen lachenderen und sanftern Charakter annehmen. Indem die Pflanzen in die Lüfte sich erheben und auf der Höhe der Gebirge

stehen, empfangen sie etwas von dem Himmel, welchem sie nahen. Oft sieht man bei vollkommener Windstille, beim Aufgange des Morgenroths die Blumen des Thals unbeweglich auf ihren Stengeln; sie neigen sich nach verschiedenen Seiten und blicken nach allen Punkten des Horizonts. Gerade in diesem Augenblicke, wo alles zu ruhen scheint, erfüllt sich ein Geheimniß; die Natur empfängt; diese Pflanzen werden junge Mütter, indem sie sich zu der geheimnißvollen Gegend ihrer Befruchtung wenden. Die Sylphiden zeigen weniger ätherische Berührungen und mehr sichtbare Verbindungen; die Narcisse überläßt den Bächen ihre jungfräuliche Schönheit, das Veilchen vertraut den Zephyren seine bescheidene Nachkommenschaft; eine Biene sammelt Honig von Blumen zu Blumen, und befruchtet bewußtlos einen ganzen Wiesengrund; ein Schmetterling trägt ein ganzes Volk auf seinen Flügeln. Doch vollbringen sich die Zeugungen der Pflanzen nicht alle mit gleicher Ruhe, es giebt stürmische, wie jene der Menschen. Es müssen Ungewitter kommen, um auf unzugänglichen Höhen die Zeder des Libanon mit der Zeder des Sinai zu vermählen, während am Fuße des Gebirges ein leiser Wind hinreicht, um die Blumen zum Bund der Lust zu bringen. Treibt nicht eben so der Hauch der Leidenschaften die Könige der Erde auf ihren

Thronen, während die Hirten zu ihren Füßen ruhig wandeln?

Die Blume giebt den Honig; sie ist die Tochter des Morgens, der Schmuck des Frühlings, der Quell der Wohlgerüche, die Anmuth der Jungfrauen, die Liebe der Dichter; sie geht schnell vorüber wie der Mensch, aber sie streut sanft ihre Blätter auf die Erde. Bei den Alten kränzte sie den Becher des Gastmals und die Silberhaare des Greises; die ersten Christen bedeckten damit die Martyrer und den Altar der Katakomben. Heut zu Tage schmücken wir durch sie zum Andenken jener verflossenen Zeiten unsere Tempel. In der Welt geben wir ihren Farben unsere Neigungen, die Hoffnung ihrem Grün, die Unschuld ihrem Weiß, die Schaam dem Roth der Rose, welche ganzen Völkern als Verkünderin der Gefühle gilt. Welch ein anmuthiges Buch, welches keinen gefährlichen Irrthum verschließt, und nichts bewahrt als die flüchtige Geschichte der Veränderungen des Geistes!

Indem die Vorsehung in mehreren Familien der Pflanzen auf zweierlei Wesen die Geschlechter vertheilte, vervielfältigte sie die Geheimnisse und die Schönheiten der Natur. Dadurch wiederholt sich das Gesetz der Zeugungen in einem Reiche, welches alles Vermögens der Selbstbewegung beraubt schien. So wandert jetzt das

Saatkorn oder die Frucht, bisweilen ein Theil der Pflanze, bisweilen sogar die ganze Pflanze. Kokosbäume wachsen oft auf Felsen mitten im Meere; wenn das Ungewitter sich erhebt, fallen ihre Früchte, und die Wellen tragen sie fort an bewohnte Küsten, wo sie sich in schöne Bäume verwandeln. Welch ein Sinnbild der Tugend; sie erhebt sich auf Klippen im Kampfe gegen die Stürme; je mehr die Winde sie schlagen, desto mehr Schätze beut sie dem Menschen.

Man hat uns am Ufer des Yar, eines kleinen Flusses der Grafschaft Suffolk in England, eine seltsame Art von Kresse gezeigt; sie verändert den Platz und geht hüpfend und springend weiter. Sie trägt mehrere Faserbüschel an ihrem Haupte; haben die äußersten derselben durch ihre Länge den Boden des Wassers erreicht, so schlagen sie Wurzel. Angezogen von der Kraft der Pflanze, welche auf ihren neuen Fuß sich stellt, lassen die Häckchen der entgegenstehenden Seite los, und der ganze Kressenstock auf seinem Stützpunkt sich wendend, verläßt die Länge seiner Grundlage. Am folgenden Tage sucht man die Pflanze an dem Orte, wo man sie Abends vorher verließ, und man findet sie höher oder niederer in dem Laufe der Welle, wo sie mit den übrigen Flußfamilien neue Wirkungen und neue Verbindungen hervorbringt. Wir sahen weder die

Blüthe noch die Befruchtung dieser seltsamen Kresse, welche wir wegen unserer eigenen Schicksale migrator, Wandersmann, nannten.

Die Meerespflanzen verwandeln ebenfalls ihr Klima; sie theilen gleichsam den Geist abentheuerlicher Fahrt mit jenen Inselbewohnern, welche ihre geographische Stellung zu Handelsleuten macht. Der fucus giganteus kommt aus den Höhlen des Nords mit den Ungewittern; er rückt weiter auf dem Meere, in seinen Arm ungeheure Räume umfassend. Wie ein ungeheures Netz ausgespannt von einem Gestade des Ozeans zum andern, reißt er mit sich die Miesmuscheln, die Phoken, die Rochen, die Schildkröten, welche er auf seinem Wege trifft. Bisweilen senkt er, wie ermüdet vom Schwimmen auf den Wogen, einen Fuß in die Tiefe des Abgrunds und hält sich aufrecht; dann erneuert er bei günstigem Winde seine Schifffahrt, und gelangt nach einer Schifffahrt über tausend verschiedene Breitengrade dahin, die Küsten von Kanada mit Guirlanden zu tapezieren, welche er den Felsen von Norwegen entriß.

Die Wanderungen der Meerespflanzen, welche beim ersten Anblicke bloß wie Spiele des Zufalls erscheinen, zeigen dennoch rührende Verhältnisse mit dem Menschen.

Als wir eines Abends in Brest am Borde des Meeres lustwandelten, bemerkten wir eine arme Frau, welche gebückt zwischen den Felsen gieng. Sie betrachtete aufmerksam die Trümmer eines Schiffbruchs, vorzüglich aber die den Trümmern angehefteten Pflanzen, als suchte sie durch das größere oder geringere Alter derselben den bestimmten Zeitpunkt ihres Unglückes zu erkennen. Sie entdeckte am Strande eine jener Büchsen, welche die Matrosen für ihre Flaschen brauchen. Vielleicht hatte sie dieselbe einst gefüllt für ihren Mann mit Herzstärkungen, welche sie mit der Frucht ihres Sparpfennigs erkaufte; wenigstens schlossen wir also, denn sie begann ihre Thränen mit ihrer Schürze abzuwischen. Moosschwämme des Meeres ersetzten jetzt diese Geschenke der Zärtlichkeit. Während so der Donner der Kanonen für die Großen den Schiffbruch der Großen für die Welt verkündet, sendet die Vorsehung an den nämlichen Gestaden irgend einen Trauerfall anzeigend für die Kleinen und Schwachen als geheimen Brief einige Fasern von Kraut und ein Stück Hausrath.

Zwölfter Abschnitt.

Zwei Ansichten der Natur.

Was wir eben von den Thieren und den Pflanzen entwickelten, führt uns dahin, die Gemälde der Natur in einer allgemeinern Beziehung zu betrachten. Versuchen wir in Gesammtheit diese Wunder sprechen zu lassen, welche, abgesondert genommen, uns schon so viel von der Vorsehung verkündeten.

Wir bieten den Lesern zwei Ansichten der Natur, die eine vom Meereslande, die andere vom Festlande; die eine mitten in den atlantischen Meeren, die andere in den Wäldern der neuen Welt, damit man die Erhabenheit dieser Schauspiele nicht den Denkmalen der Menschen zuzuschreiben vermöge.

Das Schiff, auf welchem wir nach Amerika segelten, erhob sich über die Lage der Länder; nichts erschien als der Raum inmitten des doppelten Azurs vom Meere und vom Himmel, wie eine große Fläche ausgebreitet, um die künftigen Schöpfungen eines großen Malers zu empfangen.

Die Farbe der Gewässer glich jener des flüchtigen Glases. Eine große Meereshöhung kam von Abend, obwohl der Wind von Osten blies; ungeheure Schwingungen dehnten sich von Nord nach Mittag, und öffneten in ihren Thälern weite Ausblicke in die Einöden des Ozeans. Diese beweglichen Landschaften veränderten die Form in jeder Minute; bisweilen bildete eine Menge grünender Hügel die Furchen der Gräber auf einem ungeheuren Todtenacker; bisweilen erschienen die Wellen an ihren Häuptern gelockt wie weiße Heerden über die Haiden zerstreut; oft zeigte sich der Raum begrenzt wegen Mangel eines Gegenstands der Vergleichung; aber wenn es sich erhob, oder eine Wage wie ein ferner Hügel sich krümmte, oder eine Schaar von Meerhunden am Horizont vorüber gieng — dann öffnete sich der Raum plötzlich vor unsern Blicken. Vorzüglich dann entwickelte sich die Vorstellung der Ausdehnung, wenn ein leichter Nebel auf dem Meere hinkroch, und sogar die Unendlichkeit zu vergrößern schien. Ha! Wie groß und düster sind dann die Aussichten des Ozeans, in welches Nachdenken versenken sie uns, mag die Einbildungskraft in die Meere des Nords mitten unter Stürmen und Ungewittern sich vertiefen, oder in den Meeren des Mittags an Inseln der Ruhe und des Glückes gelangen!

Oft erhoben wir uns mitten in der Nacht, um auf dem Verdecke nieder zu sitzen, wo wir Niemanden fanden, als den wachhabenden Offizier und einige Seeleute, welche ihre Pfeifen schweigend rauchten. Man hörte keinen Laut, als das Brausen des Vordertheils des Schiffes in den Wellen, während längs den Seiten desselben Funken von Feuer mit einem weißen Schaume hinliefen. Gott der Christen! Vorzüglich in die Wasser des Abgrunds und in die Tiefe des Himmels schriebst du stark die Züge deiner Allmacht! Tausend Sterne blinken im dunkeln Azur des himmlischen Doms; der Mond inmitten des Firmaments, ein Meer ohne Gestade, das Unendliche in dem Himmel und auf den Wellen! Niemals ergriff mich deine Größe mächtiger als in diesen Nächten, denn schwebend zwischen den Gestirnen und dem Ozean hatte ich die Unermeßlichkeit über meinem Haupte und die Unermeßlichkeit unter meinen Füßen!

Ich bin nichts; ich bin nur ein schwacher Einsiedler; oft hörte ich die Weisen streiten über das erste Grundwesen, und ich begriff sie nicht; aber stets bemerkte ich, daß dieses unbekannte Urwesen dem Herzen des Menschen beim Anblicke dieser großen Auftritte in der Natur sich kund giebt. Eines Abends, (es herrschte ein tiefes Schweigen) befanden wir uns in jenen schönen

Meeren, welche die Küsten Virginiens bespühlen; alle Segel waren beigelegt; ich war beschäftigt auf dem Verdecke, als ich die Glocke hörte, welche die Schiffsmannschaft zum Gebete berief; ich eilte meine Opfer mit jenen der Reisegefährten zu verbinden. Die Offiziere befanden sich auf der Höhe des Vordertheils mit den Reisenden; der Priester, ein Buch in der Hand, stand ein wenig vor ihnen; die Matrosen waren untereinander zerstreut auf dem Oberlof; wir hielten uns aufrecht mit dem Gesichte gegen das Vordertheil des Schiffes gewandt, welches nach Abend blickte.

Der Sonnenball nahe am Versinken in die Fluthen, erschien durch die Thaue des Schiffes mitten in den gränzenlosen Reichen. Es schien bei den Schwingungen des Schiffes, als wenn das strahlende Gestirn jeden Augenblick den Horizont veränderte. Einige Wölkchen waren ungeordnet über den Orient zerstreut; der ganze übrige Himmel war völlg rein. Gegen Norden bildete ein glanzvolles Dreieck mit dem Gestirne des Tags und mit jenem der Nacht eine Wasserhose, glänzend mit allen Farben des Prisma, welche sich aus dem Meere wie eine Säule von Kristall zur Unterstützung des Himmelsgewölbes erhob.

Jenen hätte man sehr beklagen müssen, welcher in diesem Schauspiele das Schöne der Gottheit nicht erkannt hätte. Thränen rollten mir unwill-

führlich aus den Augen, als meine Gefährten die Theer bestrichenen Hüte abnahmen, und mit rauher Stimme ihren einfachen Gesang erhoben: Notre - Dame - de - bon - Secours: O liebe Frau, Maria Hilf, des Seemanns Schutz und Trost! Wie rührend tönte das Gebet dieser Menschen, welche auf zerbrechlichem Brett mitten im Ozean die Sonne beim Versinken in die Fluthen betrachteten! Wie tief drang in die Seele diese Anrufung des armen Matrosen an die Mutter der Schmerzen! Das Gefühl unserer Kleinheit beim Anblicke des Unendlichen, unsere Gesänge fern hin tönend über den Wogenschlag, die Nacht nahend mit ihren Schrecknissen, das Wunderbare unseres Schiffes inmitten so vieler Wunder, eine fromme Schiffsmannschaft, ergriffen von Staunen und Zagen, ein ehrwürdiger Priester versunken in Gebet, endlich die Gottheit selbst herabgeneigt bis zum Abgrunde, mit einer Hand die Sonne an den Pforten des Untergangs haltend, mit der andern den Mond gegen Morgen heraufführend, und mitten durch die Unermeßlichkeit ein aufmerksames Ohr hinwendend zu der Stimme seines Geschöpfes — dieß vermag Niemand zu malen, und kaum vermag das Menschenherz dieß Gefühl zu umfassen.

Gehen wir zu der Scene auf dem Festlande über.

Eines Abends verirrte ich mich in einen Wald nicht fern von einem Wasserfalle des Niagara; bald erlosch der Tag rings um mich, und ich genoß das schöne Schauspiel einer Nacht in ihrer vollen Einsamkeit in den Einöden der neuen Welt.

Eine Stunde nach Sonnenuntergang zeigte sich der Mond über den Bäumen am entgegengesetzten Horizonte. Ein balsamischer Lufthauch, welchen diese Königin der Nacht mit sich vom Morgen heraufbrachte, schien vor ihr her zu fliegen, wie ihr frischer Athem in den Wäldern. Das einsame Gestirn stieg sachte an dem Himmel empor; bisweilen verfolgte es ruhig seinen Lauf im Azur; bisweilen ruhte es auf Gruppen von Wolken, und diese glichen den Gipfeln hoher Gebirge, wenn der Schnee sie bekrönt. Diese Wolken, welche wie Schleier sich zusammenlegten und entfalteten, entwickelten sich zu durchsichtigen Gürteln von weißem Atlas, dann zerstreuten sie sich wie leichte Flocken von Schaum, oder bildeten an den Himmeln Sitze von glänzender Watte, welche so zart schienen, daß man ihre Weiche und Schnellkraft beim bloßen Anblicke zu fühlen meinte.

Die Scene auf dem Festlande gewährte kein geringeres Entzücken. Der bläuliche und sammetartige Schimmer des Mondes bilckte herab in die Zwischenräume der Bäume, und sandte einige

Strahlen des Lichtes bis in die Tiefe der dichtesten Schatten. Der Strom, welcher zu meinen Füßen hinrollte, verlor sich jetzt in dem Gehölze, jetzt zeigte er sich wieder glänzend von den Sternbildern der Nacht, welche er in seinem Busen wiederholte. Auf einem Rasenplatze an der andern Seite des Stromes ruhte die Klarheit des Mondes unbeweglich auf dem Grün; Birken, bewegt von dem Lufthauch, hier und da zerstreut, bildeten Inseln von wogenden Schatten auf diesem unbeweglichen Meere des Lichtes. Volles Schweigen und volle Ruhe hätten geherrscht ohne den Fall einiger Blätter, ohne den Vorüberzug eines plötzlichen Windstoßes, ohne das Geächze der Nachteule; aber von fern her vernahm man in Zwischenräumen das dumpfe Getose des Wasserfalles von Niagara, welches in der tiefen Nachtstille von Einöde zu Einöde sich fortzog, und endlich in den einsamen Wäldern verhallte.

Die Großartigkeit, die ungeheure Schwermuth dieses Gemäldes kann man in menschlichen Sprachen nicht ausdrücken; die schönsten Nächte in Europa können davon keine Vorstellung geben. Vergebens strebt auf unsern angebauten Gefilden die Einbildungskraft nach Ausdehnung; auf allen Seiten findet sie die Wohnungen der Menschen; aber in diesen wilden Gegenden gefällt es der Seele,

sich in einem Ozean von Wäldern zu verlieren, über den Höhlungen der Wasserfälle zu schweben; am Bord der Seen und der Flüsse nachzudenken, und so zu sagen allein sich zu befinden vor Gott.

Dreizehnter Abschnitt.

Das Physische des Menschen.

Um diese Ansichten von den Endursachen oder von den Beweisen für das Daseyn Gottes aus den Wundern der Natur zu vollenden, müssen wir nur noch den Menschen in seinem Physischen betrachten. Wir lassen die Meister reden, welche diesen Gegenstand ergründeten.

Cicero beschreibt also den Leib des Menschen: «In Rücksicht der Sinne,*) durch welche die äußern Gegenstände zur Kenntniß der Seele gelangen, entspricht ihr Bau wunderbar ihrer Bestimmung, und ihr Sitz befindet sich in dem Kopfe wie in einem befestigten Platze. Die Augen nehmen wie Schildwachen die erhabenste Stellung ein, von welcher sie bei der Wahrnehmung

---

*) De nat. deor. II, 56, 57 und 58.

die Andeutung machen. Ein erhabener Platz gebührte den Ohren, denn sie sind bestimmt den Klang aufzunehmen, welcher natürlich emporsteigt. Die Nasenlöcher mußten die nämliche Stellung erhalten, denn auch die Gerüche steigen empor; sie mußten nahe am Munde sich befinden, weil sie uns sehr beim Urtheile über Nahrung und Getränke unterstützen. Der Geschmack, welcher uns über die Beschaffenheit des Genossenen aufklärt, wohnt in jenem Theile des Mundes, über welchen die Natur sowohl das Trockene als das Flüssige führt. Aber das Gefühl ist allgemein verbreitet über den Leib, damit wir jeglichen Eindruck und jeden Anfall von Kälte oder Hitze verspüren. Und wie ein Baumeister weder unter die Augen noch unter die Nase des Hausherrn die Oerter für Wegschaffung der Unreinigkeiten stellt, eben so entfernte auch die Natur von unsern Sinnen alles dasjenige, was ihnen am menschlichen Leibe gleicht.»

«Doch welcher andere Werkmeister als die Natur, deren Geschicklichkeit so unvergleichlich erscheint, könnte so kunstvoll unsere Sinne gebildet haben? Sie umgab die Augen mit sehr dünnen Gewändern, welche von vorne durchsichtig sind, damit man durch dieselben hindurchblicken könne; doch sind sie fest in ihrem Gewebe, um die Augen im Stande zu erhalten. Sie machte dieselben

leicht hingleitend und beweglich, damit sie allen Beleidigungen ausweichen, und die Blicke an jeden beliebigen Ort hinwenden können. Der Augenstern, wo sich eigentlich die Stärke des Gesichtes vereint, erhielt so geringen Umfang, daß er sich leicht allem demjenigen entzieht, was ihm im Mindesten wehe thun könnte. Die Augenlieder haben als Bedeckungen der Augen eine glatte und zarte Oberfläche, um sie nicht zu verletzen. Mag man sie aus Furcht vor irgend einem Zufalle zu schließen genöthigt seyn, oder sie öffnen wollen, für jeden Fall sind die Augenlieder bereitet; die eine oder die andere dieser Bewegungen kostet sie nur einen Augenblick; sie sind so zu sagen befestigt durch eine Schutzwehr von Haaren, welche ihnen, wenn sie eröffnet sind, dienen, alles Widerwärtige von den Augen abzuwehren, dieselben aber zu umhüllen, damit sie leise ausruhen, wenn der Schlaf sie schließt, und sie uns unnütz macht. Ueberdem besitzen die Augen den Vortheil durch Erhöhungen beschützt und vertheidigt zu werden. Auf der einen Seite stehen, um den Schweiß beim Herabrinnen von Kopf und Stirne zurückzuhalten, von oben die Augbrauen; auf der andern aber stehen zum Schutze gegen unten die ein wenig hervorragenden Wangen. Zwischen beiden befindet sich die Nase wie eine Scheidewand.»

«Das Gehör bleibt immer offen, denn wir bedürfen es immer, sogar im Schlafe. Wenn ein Schall es trifft, erweckt es uns. Es besteht aus gewundenen Gängen, weil in geraden oder glatten etwas hineinschlüpfen könnte. . . .

«Und die Hände, welche Bequemlichkeit und welchen Nutzen gewähren sie nicht in den Künsten? Die Finger verlängern oder biegen sich ohne die geringste Schwierigkeit durch ihre feinen Gelenke. Mit ihrer Hilfe dienen die Hände für Pinsel und Meisel; sie spielen die Lyra und die Flöte; dieß ist das Angenehme; für das Nothwendige bestellen sie die Felder, sie bauen die Häuser, machen Stoffe und Gewänder, sie arbeiten in Kupfer und Eisen. Der Geist erfindet, die Sinne prüfen, die Hand vollendet. Sind wir nun bewohnt, sind wir bekleidet und bedeckt, haben wir Städte, Mauern, Häuser, Tempel, so danken wir sie den Händen u. s. w.»

Man muß gestehn, daß der Stoff allein eben so wenig den Leib des Menschen für so viele bewunderungswürdige Zwecke einrichtete, als diese schöne Stelle des römischen Redners ein Schriftsteller ohne Beredsamkeit und ohne Kunst zusammensetzte. *)

---

*) Cicero nahm aus Aristoteles die Ansicht vom Dienste der Hand. Der Stagyrite bemerkt mit

Mehrere Schriftsteller bewiesen, insonderheit der Arzt Nieuwentyt, daß die Schranken, inner welchen unsere Sinne eingeschlossen sind, ihre wahrhaften und passendsten Gränzen seyen; ihre größere oder geringere Ausdehnung würde uns einer Menge von Unbequemlichkeit und Gefahren aussetzen. *)

Gallenus, ergriffen von Bewunderung mitten in einer anatomischen Arbeit am Menschenleibe, läßt das Scalpell der Hand entfallen, und ruft aus:

«O du, der du uns erschufest! Ich glaube, indem ich ein so heiliges Gespräch verfasse, wahre Hymnen zu deinem Ruhme zu singen. Indem ich die Schönheit deiner Werke aufdecke, ehre ich

---

seinem gewöhnlichen Scharfsinne, indem er die Philosophie des Anaxagoras bekämpft, daß der Mensch nicht darum den Thieren überlegen ist, weil er eine Hand hat, sondern daß er eine Hand hat, weil er den Thieren überlegen ist. (de part. anim. lib. III, c. 10) Platon spricht ebenfalls vom Baue des Menschenleibes zum Beweise der göttlichen Vernunft (in Tim.), und Job hat einige erhabene Stellen über den nämlichen Gegenstand.

*) Nieuwentyt. Exist. de Dieu, liv. I. ch. 13. p. 131. Genauere Betrachtung verdient liv. I. ch. 3. p. 131.

dich mehr, als wenn ich ganze Hekatomben von Stieren schlachtete, oder mit dem Wohlgeruche des köstlichsten Weihrauchs deine Tempel erfüllte. Die wahre Frömmigkeit besteht darin, mich selbst zu kennen und dann andere zu belehren über die Größe deiner Güte, deiner Gewalt, deiner Weisheit. Deine Güte offenbart sich in der gleichen Vertheilung deiner Geschenke, da du jeglichem Menschen die nothwendigen Organe ertheiltest; deine Weisheit zeigt sich in der Vortrefflichkeit deiner Geschenke, so wie deine Macht in der Ausführung deiner Entwürfe.» *)

Vierzehnter Abschnitt.

Instinkt für's Vaterland.

So wie wir die Naturtriebe der Thiere betrachteten, müssen wir auch etwas über die Instinkte des physischen Menschen angeben. Da er in seinem Innern die Gefühle verschiedener Geschlechter der Schöpfung, so wie die väterliche Zärtlichkeit u. s. w. vereint, so müssen wir einen Naturtrieb wählen, welcher ihm eigenthümlich ist.

---

*) Gal. de usu part. lib. III, c. 10.

Der schönste, der sittlichste aller Naturtriebe, welche dem Menschen zukommen, ist die Vaterlandsliebe. Wenn dieses Gesetz, auf welches wir so wenig als auf manches andere die Aufmerksamkeit richten, nicht durch ein immer wirkendes Wunder fortbestände, so würden die Menschen in die gemäßigten Zonen stürzen, und den Rest des Erdballs als eine Einöde verlassen. Es läßt sich leicht ermessen, welche Menge von Elend aus dieser Vereinigung des Menschengeschlechtes auf einem einzigen Punkte der Erde entspränge. Um diesem Uebel zuvorzukommen, heftet die Vorsehung gleichsam die Füße jedes Menschen an seinen Geburtsort mit einem unsichtbaren Bande. Die Eisfelder von Island und die glühenden Sandfelder von Afrika behalten ihre Einwohner.

Es verdient genau beobachtet zu werden, daß, je undankbarer der Boden eines Landes sich zeigt, je rauher das Klima sich erweis't, oder was auf Eines hinausläuft, je mehr Verfolgungen man in diesem Lande erlitt, desto mehr Reize gewinnt es für uns. Seltsame und erhabene Anstalt, daß man durch das Unglück Neigung gewinnt, und daß der Mensch, welcher nichts als eine Hütte verlor, gerade am meisten an das väterliche Dach sich anschließt. Der Grund dieser Erscheinung liegt darin, weil der Ueberfluß eines zu fruchtbaren Bodens durch unsere Bereicherung die Einfachheit der

natürlichen Bande zerstört, welche aus unsern Bedürfnissen sich bilden. Wer seine Eltern zu lieben aufhört, weil er sie nicht mehr bedarf, hat in der That aufgehört, sein Vaterland zu lieben.

Alles bestätigt die Wahrheit dieser Betrachtung. Ein Wilder hängt fester an seiner Strohhütte, als ein Fürst an seinem Palaste, und der Bergbewohner findet mehr Reiz an seinem Gebirge, als der Bewohner der Fläche an seiner Furche. Man frage doch einen Hirten in Schottland, ob er sein Schicksal mit dem ersten Potentaten der Erde vertauschen möchte. Fern von seiner geliebten Wohnstätte bewahrt er überall ihr Andenken; er sehnt sich nach ihren Heerden, ihren Waldströmen, ihren Wolken. Er verlangt nichts als Gerstenbrod zu essen, die Ziegenmilch zu trinken, und im Thale jene Balladen zu singen, welche auch seine Voraltern sangen. Er geht zu Grunde, wenn er nicht auf den väterlichen Boden heimkehrt. Er gleicht der Bergflanze, sie muß ihre Wurzel in den Felsen schlagen; sie kann nicht gedeihen ohne Wind, Sturm und Regen; die Erde, die Schutzwehren und die Sonne der Ebene machen sie sterben.

Mit welcher Freude wird er sein Dach auf der Haide wieder erblicken! Wie wird er die heiligen Ueberreste seiner Armuth heimsuchen! «Theure Schätze, sagt er, geliebte Pfänder, die ihr nie-

mals auf euch den Neid und die Lüge herabzogt; ich ergreife euch wieder. Treten wir hinaus aus diesen reichen Palästen, wie man aus einem Traume hinaustreten würde.»

Wer ist glücklicher als der Eskimaux in seinem schrecklichen Vaterlande? Was gelten ihm die Blumen unserer Klimate neben den Schneelagen von Labrador, und unsere Paläste neben seiner rauchigen Höhle? Im Frühlinge schifft er sich ein mit seiner Gemahlin auf irgend einem wogenden Eisblocke. *) Fortgerissen durch die Strömungen, zieht er hinaus ins offene Meer auf diesem Throne des Gottes der Stürme. Das Gebirge wogt in den Fluthen seine leuchtenden Gipfel und seine beschneiten Bäume; die Seewölfe überlassen sich der Liebe in seinen Thälern und die Wallfische begleiten seinen Weg im Ozean. Der kühne Wilde drückt in den Vertiefungen seiner beweglichen Klippe an sein Herz die Frau, welche Gott ihm gab, und findet bei ihr in diesem Gemische von Wollust und Gefahr unbekannte Freuden.

Dieser Barbar hat übrigens sehr gute Gründe, sein Land und seinen Stand den unserigen vorzuziehen. So entartet uns seine Natur scheinen mag, so erkennet man dennoch sowohl in ihm als

---

*) S. Charlevoix hist. de la nouv. France.

in den Künsten, welche er treibt, Etwas, was noch die Würde des Menschen verkündet. Der Europäer verirrt sich alle Tage auf einem Schiffe, diesem Meisterstücke des menschlichen Fleißes, an dem nämlichen Gestade, wo der Eskimaux, schwimmend in einer Haut von Seekalb, über alle Gefahren lacht. Bisweilen hört er den Ozean, welcher ihn bedeckt, hundert Fuß über seinem Haupte brüllen; bisweilen naht er dem Himmel auf den Gipfeln der Wogen; er freut sich in seinem Schlauche mitten in den Wellen, wie ein Kind auf den glatten Zweigen in den friedlichen Tiefen eines Waldes sich wiegt. Indem die Gottheit diesen Menschen in die Region der Stürme stellte, drückte sie ihm ein Zeichen der Königswürde auf. «Geh, rief sie ihm zu mitten im Sturmgewitter, ich werfe dich nackt auf die Erde; aber damit man, so erbärmlich du seyest, dein Schicksal nicht verkenne, so sollst du die Ungeheuer des Meers mit einem Schilfrohr bändigen, und das Sturmgebrause zu deinen Füßen sehen.»

So rechtfertigt die Vorsehung, indem sie uns an dem Vaterlande festhält, ihre Gesichtspunkte, und wir haben für unser Land tausend Gründe der Liebe. Der Araber vergißt nicht den Brunnen des Camels, die Gazelle, und vorzüglich das Pferd als den Gefährten seiner Reisen. Der Neger denkt stets an seine Casa, seinen Wurf-

spieß, seinen Pisang, so wie an den Fußsteig des Zebra und des Elephanten.

Man erzählt, ein englischer Schiffsjunge habe eine solche Anhänglichkeit für das Schiff bekommen, an dessen Bord er geboren war, daß er nicht einen Augenblick davon getrennt seyn konnte. Wollte man ihn bestrafen, so drohte man ihn ans Land zu schicken; dann lief er, sich in der Tiefe des Schiffraums zu verbergen, und außerordentlich zu schreien. Was gab diesem Matrosen eine solche Zärtlichkeit für ein von den Winden gepeischtes Brett? — Gewiß waren es nicht blos lokale und physische Anläße. Bestand vielleicht eine geistige Uebereinstimmung zwischen den Schicksalen des Menschen und jenen des Schiffes? oder fand er vielleicht einen Reiz darin, seine Freuden und seine Leiden so zu sagen in seiner Wiege zu versammeln? Das Menschenherz liebt von Natur sich einzuschränken; je weniger es sich von außen zeigt, desto weniger Oberfläche bietet es den Wunden; darum gefallen sich sehr empfindsome Menschen, also auch im Allgemeinen die Unglücklichen, kleine Behausungen zu bewohnen. Was das Gefühl an Stärke gewinnt, verliert es an Ausdehnung; als die römische Republik am Berge Aventin endete, starben ihre Kinder freudig für sie; sie hörten auf dieselbe zu lieben, als ihre Grenzen bis an die Alpen und den Taurus reichten. Gewiß nährte

Etwas dieser Art bei dem englischen Schiffsjungen jene Vorliebe für sein väterliches Fahrzeug. Als ein unbekannter Reisender auf dem Ozeane des Lebens, sah er die Meere zwischen sich und unsern Schmerzen sich erheben; glücklich genug, wenn er nur von ferne die traurigen Gestade der Erde erkannte! Bei den gebildeten Völkern bewirkte die Vaterlandsliebe Wunderwerke. In den Entwürfen der Gottheit herrscht stets eine Reihenfolge; sie gründete auf die Natur die Neigung zum Geburtsorte, und das Thier theilt gewissermaaßen diesen Trieb mit dem Menschen; aber der Mensch treibt ihn weiter, und bildet zur Tugend aus, was nur ein Gefühl des allgemein Passenden war; so bilden die physischen und moralischen Gesetze des Weltalls unter einander eine bewunderungswürdige Kette. Darum giebt es nach unserer Ansicht keine einzige wahre Tugend und auch kein wahrhaftiges Talent ohne Vaterlandsliebe. Im Kriege bewirkt diese Leidenschaft Wunderwerke; in den Wissenschaften begeisterte sie den Homer und Virgil. Der blinde Sänger malt vorzüglich die Sitten Joniens, wo er das Licht der Welt erblickte, und der Schwan von Mantua schwelgt in den Erinnerungen an sein Heimathland. Geboren in einer Hütte, und verjagt vom Erbe seiner Väter, empfieng er von diesen zwei Umständen einen eigenthümlichen Eindruck auf seinen Genius;

sie gaben ihm jenen Zug der Schwermuth, welche ihm einen eigenthümlichen Reiz verleiht; immer spricht er wieder von diesem Ereignisse, und man sieht, daß er sich stets an jenes Argos erinnert, wo er seine Jugend verlebte:

Et dulces moriens reminiscitur Argos. *)

Aber die christliche Religion verlieh erst der Vaterlandsliebe ihr wahres Maaß. Dieß Gefühl bewirkte Laster bei den Alten, weil sie es zum Uebermaaße trieben. Das Christenthum machte daraus eine hauptsächliche Liebe, und nicht eine ausschließende Liebe; vor allem befiehlt es uns gerecht zu seyn; es will, daß wir das Geschlecht Adams als das unsrige lieben, obschon unsern Mitbürgern das erste Recht auf unsere Neigung gebührt. Diese Sittenlehre war unbekannt vor der Sendung des Gesetzgebers der Christen; irrig behauptete man, er habe die Leidenschaften zu vernichten gesucht; Gott zerstört nicht sein Werk. Die Freudenbotschaft befiehlt nicht den Tod des Herzens; sie regelt es. Sie verhält sich zu unsern Gefühlen, wie der Geschmack zu unsern Künsten; sie nimmt hinweg das Uebertriebene, das Falsche, das Gemeine, das Niedrige; sie läßt ihnen aber das Schöne, das Wahre, das Weise.

---

*) Aen. lib. X. v. 782.

Das Christenthum recht aufgefaßt, ist nur die urspüngliche Natur gereinigt von den Flecken des Sündenfalls.

Dann, wenn wir entfernt von unserm Vaterlande leben, fühlen wir vorzüglich den Naturtrieb, welcher uns mit demselben verbindet. In Ermanglung der Wirklichkeit schwelgt man in Träumen; das Herz kennt alle Täuschungen; wer am Busen der Frau sich nährte, hat am Becher der Einbildung getrunken. Bisweilen verändert man eine Kabane nach der Form des väterlichen Dachs; bisweilen überträgt man an ein Gebüsch, an ein Thal, an einen Hügel irgend eine der süßen Benennungen des Vaterlandes. Andromache giebt den Namen Simois einem Bache. Und welche rührende Wahrheit liegt in diesem kleinen Bache, welcher einen großen Strom des Heimathlandes versinnlicht! Fern von den Gestaden, wo wir geboren wurden, verkleinert sich gleichsam die Natur, sie erscheint uns nur wie der Schatten derjenigen, welche wir verloren.

Eine andere List des Naturtriebs zum Vaterlande liegt darin, daß wir einen großen Werth auf einen Gegenstand von Unbedeutenheit legen, welcher aber aus unserer Heimath kömmt, und welchen wir in die Verbannung mitnahmen. Die Seele scheint sich auszudehnen auf unbeseelte Gegenstände, welche unsere Schicksale theilten; ein

Theil unseres Lebens heftet sich an die Lagerstätte, wo unser Glück ruhte, aber noch mehr an diejenige, wo unser Unglück wachte.

Um jenes Leiden zu malen, welches die Seele fern vom Vaterland empfindet, sagt das Volk: Dieser Mensch hat das Heimweh. In der That ist es ein Weh, welches durch nichts sich heilt, als durch die Heimkehr. Doch wenn die Abwesenheit nur einige Jahre dauerte, was findet man an den Orten der Geburtstätte? Wie viele Menschen leben noch von denjenigen, welche wir in der Fülle der Kraft verließen? Da stehen Gräber, wo Paläste standen; dort sind Paläste, wo Gräber waren; das väterliche Feld ist den Gesträuchen oder einer fremden Pflugschar überliefert; und der Baum, unter welchem man genährt wurde, ist abgehauen.

In Louisiana befanden sich eine Negerin und eine Wilde, Sklavinnen bei zwei benachbarten Pflanzern. Jede der beiden Frauen hatte ein Kind, die Negerin ein Mädchen von zwei Jahren und die Indianerin einen Knaben vom nämlichen Alter; dieser starb. Die beiden Mütter verabredeten sich über einen Ort der Wüste, und begaben sich dahin drei Nächte nach einander. Die eine brachte ihr todtes Kind, die andere ihr lebendes Kind; die eine ihren Manitu, die andere ihre Fetische; sie erstaunten nicht, so in der

nämlichen Religion sich zu erkennen, denn beide waren unglücklich. Die Indianerin machte das Lob der Einöde: «Setze dich, um zu weinen, sagte sie ihrer Freundin, denn dieß ist der Baum meines Vaterlandes.» Dann hiengen sie nach dem Gebrauche der Leichenbegängnisse bei den Wilden ihre Kinder an die Zweige eines Ahorns oder Sassafras, und wiegten dieselben beim Gesange vaterländischer Lieder.

Diese mütterlichen Spiele, welche oftmals die Unschuld einwiegten, konnten den Tod nicht erwecken! So trösteten sich die beiden Frauen, wovon die eine ihr Kind und ihre Freiheit, die andere ihre Freiheit und ihr Vaterland verlor. Man tröstet sich durch die Thränen.

Man sagt, ein Franzose, zur Flucht genöthigt in den Tagen des Schreckens, habe für die Ueberreste seines Geldes eine Barke am Rheine gekauft; darin nahm er Platz mit seiner Frau und seinen zwei Kindern. Da er kein Geld besaß, gab es für ihn keine Gastfreundschaft. Wenn man ihn von einem Gestade vertrieb, gieng er ohne Klage zum andern Ufer hinüber; oft an beiden Gestaden vertrieben, mußte er mitten im Flusse Anker werfen. Er fischte, um seine Familie zu ernähren. Aber die Menschen bestritten ihm sogar diese Hilfe der Vorsehung. Nachts sammelte er trockene Kräuter, um ein wenig Feuer zu machen, und seine

Frau blieb bis zu seiner Rückkehr in tödlicher Angst. Genöthigt zwischen vier hochgebildeten Völkern sich zum Wilden zu machen, hatte diese Familie auf dem Erdball nicht einen Winkel Land, um ihren Fuß aufzustellen; all ihr Trost beim Herumirren in der Nähe Frankreichs bestand darin, daß sie noch bisweilen eine Luft athmeten, welche über ihr Vaterland gezogen.

Wenn man uns fragte, durch welche mächtige Bande wir denn an den Heimathboden gefesselt seyen, so könnten wir schwer antworten. Vielleicht ist es das Lächeln einer Mutter, eines Vaters, einer Schwester; vielleicht die Erinnerung an junge Gefährten unserer Kindheit, oder an einen alten Lehrer, welcher uns erzog; vielleicht die Sorgfalt, welche wir von einer Wärterin, von einem alten Domestiken, diesem wesentlichen Stücke des Hauses (domus), empfiengen; kurz es sind die geringfügigsten, und, wenn man will, allergemeinsten Umstände; ein Hund, welcher Nachts auf dem Felde bellte; eine Nachtigall, welche jährlich in den Obstgarten zurückkam; das Nest, welches die Schwalbe an das Fenster klebte; der Glockenthurm der Kirche, welchen man über den Bäumen erblickte; der Eibenbaum des Friedhofs, das gothische Grabmal: Dieß ist alles. Aber diese kleinen Mittel zeigen nur auffallender die

Wirklichkeit der Vorsehung. Sie könnten unmöglich den Quell der Vaterlandsliebe und alle daraus entspringenden großen Tugenden hervorbringen, wenn nicht ein höchster Wille es also angeordnet hätte.

Erster Haupttheil.

Glaubenssätze und Lehre.

Sechstes Buch.

Unsterblichkeit der Seele.

Beweis aus Sittlichkeit und Gefühl.

Erster Abschnitt.

Trieb zur Glückseligkeit im Menschen.

Gäbe es keine andern Beweise vom Daseyn Gottes, als die Wunder der Natur, so besäßen sie eine solche Stärke, daß sie hinreichten zur Ueberzeugung jedes Menschen, welcher die Wahrheit sucht. Wenn aber die Gegner der Vorsehung ohne sie die Wunder der Schöpfung nicht zu erklären vermögen, so vermögen sie noch weniger sich der Verlegenheit zu entziehen, wenn sie den Einwürfen ihres eigenen Herzens antworten sollen. Indem sie einem höchsten Wesen entsagen, müssen sie auch

einem andern Leben entsagen; dennoch bewegt sie ihr Gemüth, ihre Seele tritt so zu sagen vor sie, und zwingt sie trotz den Sophisten ihr Daseyn und ihre Unsterblichkeit zu bekennen.

Man sage uns doch vor Allem, woher in uns der ununterbrochene Trieb zum Glücke komme, wenn die Seele im Grabe erlischt? Unsere Leidenschaften hienieden können sich leicht befriedigen; die Liebe, der Ehrgeiz, der Zorn besitzen eine Fülle gesicherten Genusses; nur der Trieb zur Glückseligkeit entbehrt ganz allein, entbehrt die Befriedigung wie den Gegenstand; denn man kennt nicht einmal die Glückseligkeit, welche man verlangt. Wenn Alles aus Materie besteht, so liegt in der Natur ein außerordentlicher Betrug; sie erschuf ein Gefühl, welches an nichts sich heftet.

Unsere Seele verlangt wirklich ununterbrochen; kaum erlangte sie den Gegenstand ihres Wunsches, so verlangt sie wieder; das ganze Weltall genügt ihr nicht. Das Unermeßliche erscheint als das Gefilde, welches ihr gebührt; gerne verliert sie sich in den Zahlen, um die größten und kleinsten Ausmessungen zu erfassen. Endlich erfüllt, doch nicht gesättigt von allem, was sie aufnahm, schwingt sie sich hinauf in den Busen Gottes, wo die Ideen des Unendlichen in Vollkommenheit, in Zeit und Raum sich vereinen; aber sie versenkt sich nur in die Gottheit, weil diese Gottheit in die Dunkel sich

hüllt, deus absconditus. *) Bekäme sie von ihr eine bestimmte Ansicht, so würde sie dieselbe gering schätzen, wie alle Gegenstände, welche sie ermißt. Man möchte sagen, sie thäte dieß mit Recht; denn wenn die Seele völlig den ewigen Urgrund erfaßte, so wäre sie erhabener als dieser Urgrund, oder wenigstens ihm gleich. Es verhält sich nicht mit der Ordnung der göttlichen Dinge, wie mit der Ordnung der irdischen Angelegenheiten; der Mensch kann die Kraft eines Königs fassen, ohne ein König zu seyn; aber ein Mensch, welcher Gott begriffe, wäre Gott.

Die Thiere beunruhigen sich nicht durch jene Hoffnung, welche das Herz des Menschen zeigt; sie erreichen alsogleich ihr höchstes Glück; ein wenig Kraut befriedigt das Lamm; ein wenig Blut sättigt den Tieger. Nähme man mit einigen Philosophen an, die verschiedene Bildung der Organe mache den einzigen Unterschied zwischen uns und den Thieren; so könnte man diese Behauptung einzig für die blos materiellen Handlungen machen. Aber was nützt meine Hand dem Gedanken, wenn ich in der Stille der Nacht mich in die Räume versenke, um für so viele Welten den Urheber zu finden? Warum erkennt der Stier nicht wie ich?

---

*) Is. XXXXV. 15.

Seine Augen genügen ihm; besäße er aber meine Füße oder meine Arme, sie würden ihm wenig für dieses nützen. Er kann sich niederlegen aufs Grüne, das Haupt zum Himmel erheben, und mit seinem Gebrülle hinrufen zu dem unbekannten Wesen, welches diese Unermeßlichkeit erfüllet. Doch nein! Er blickt nur auf den Waideplatz, welchen er mit Füßen tritt; er befragt nicht in der Höhe des Firmaments jene Sonne, welche den größten Beweis vom Daseyn Gottes liefert. Er bleibt fühllos beim Schauspiele der Natur, und ahnet nicht, daß er selbst hingeworfen sey unter den Baum, wo er ruht, als ein kleines Zeichen der göttlichen Intelligenz.

Das einzige Wesen also, welches auswärts forscht, und nicht für sich selbst sein Ganzes bildet, ist der Mensch. Man sagt, das Volk fühle diese Unruhe nicht; allerdings ist es weniger unglücklich als wir, denn seine Arbeiten zerstreuen seine Wünsche; es löscht in seinem Schweiße den Durst nach Glückseligkeit. Aber wenn es sechs Tage der Woche sich abmüht, um am siebenten einige Freuden zu genießen; wenn es immer die Ruhe hofft, welche es nicht findet; wenn es endlich zum Tode kommt und immer noch fortfährt zu wünschen, muß man dann nicht zugeben, daß es den geheimen Hang aller Menschen nach einem

unbekannten Wohlseyn theile? Wenn man behauptet, dieser Wunsch beziehe sich wenigstens nur auf Gegenstände der Erde, so behauptet man eine Wahrheit. Man gebe dem ärmsten Menschen die Schätze der Welt, man endige seine Arbeiten, man befriedige seine Bedürfnisse; ehe einige Monate vergehen, überläßt er sich dem Mißbehagen und der Hoffnung.

Sollte es aber wirklich wahr seyn, daß der gemeine Mann sogar in seinem Zustande von Erbärmlichkeit das Verlangen nach einem Glücke jenseits dieses Lebens nicht kenne? Woher kommt der schwermüthige Hang, welchen man beim Landmanne bemerkt? Oftmals sahen wir am Sonntage und an Festtagen, wenn das Dorf hingieng zum Gebete bei jenem Herrn der Erndte, welcher das gute Korn vom Unkraute sondert, irgend einen Landmann ganz allein an der Thüre seiner Strohhütte; er lieh das Ohr dem Klang der Glocke; seine Stellung zeigte das Nachdenken; ihn zerstreuten nicht die Sperlinge an der benachbarten Dreschtenne, eben so wenig als die Insekten, welche rings um ihn summten. Diese edle Menschengestalt, aufgestellt wie das Standbild eines Gottes auf der Schwelle einer Strohhütte; diese hohe Stirne, obschon von Sorgen beladen; diese vom schwarzen Haupthaar beschatteten Schultern schienen noch sich zu erheben und den Himmel

zu stützen, obwohl sie sich unter dem Gewichte des Lebens beugten; dieses ganze majestätische, obschon erbarmungswürdige Wesen, dachte es an nichts, oder sann es nur auf Dinge von hiernieden? So schien es nicht nach dem Ausdrucke dieser halb geöffneten Lippen, dieses unbeweglichen Körpers, dieses zur Erde gehefteten Blickes; der Gedanke an Gott stand da beim Klange der Kirchenglocke.

Wenn man unmöglich läugnen kann, daß der Mensch bis zum Grabe hoffet; wenn man eingestehen muß, daß die Güter der Erde, weit entfernt unsere Wünsche zu erfüllen, nur in der Seele graben, um ihre Leere zu erweitern, so muß man auch schließen, daß es Etwas jenseits der Zeit gebe. Vincula hujus mundi, sagt der heilige Augustin, asperitatem habent veram, jucunditatem falsam; certum dolorem, incertam voluptatem; durum laborem, timidam quietem; rem plenam miseriae, spem beatitudinis inanem. «Die Bande der Welt enthalten wahre Härte, falsche Lust; gewissen Schmerz, ungewisse Freude; harte Mühe, ängstliche Ruhe; ein Wesen voll Elend, eine eitle Hoffnung auf Glück.» *) Weit entfernt darüber zu klagen, daß der Wunsch nach Glück in diese Welt, und das Ziel derselben

*) Epist. 30.

in die andere gesetzt wurde, bewundern wir darin die Güte Gottes. Weil wir früh oder spät das Leben verlassen müssen, setzte die Vorsehung jenseits der Grenze einen Reiz, welcher uns anzieht, um die Schrecken des Grabes zu vermindern. Will eine Mutter ihr Kind bestimmen eine Schranke zu überschreiten, so reicht sie ihm von der andern Seite einen angenehmen Gegenstand, um es zu dem Schritte zu bestimmen.

Zweiter Abschnitt.

Reue und Gewissen.

Das Gewissen gründet einen zweiten Beweis für die Unsterblichkeit unserer Seele. Jeder Mensch trägt mitten in seinem Herzen einen Gerichtshof, wo er über sich selbst zu urtheilen beginnt, in Erwartung, daß der höchste Richter den Spruch bestätige. Wäre das Laster nur eine physische Folge unserer Organisation, woher käme der Schrecken, welcher die Tage eines verbrecherischen Glückes stört? Warum zeigt sich der Gewissensbiß so schrecklich, daß man die drückende Armuth und die ganze Strenge der Tugend lieber erträgt? Warum lebt eine Stimme in dem Blute, ein Wort in dem

Steine? Der Tiger zerreißt seine Beute und schläft; der Mensch wird Mörder und wacht. Er sucht die einsamen Oerter, und dennoch erschreckt ihn die Einsamkeit; er wandelt rings um die Gräber, und dennoch fürchtet er die Gräber. Sein beweglicher und unstäter Blick wagt nicht hinzuschauen auf die Mauer des Festsaales, denn er fürchtet darauf die schrecklichen Schriftzüge zu lesen. Seine Sinne scheinen sich für seine Qual zu verstärken; er sieht mitten in der Nacht drohende Schimmerlichter; überall umgiebt ihn der Geruch des Gemetzels; er entdeckt den Geschmack des Giftes in dem Gerichte, welches er selbst bereitete; sein Ohr hört mit außerordentlicher Feinheit dort ein Geräusch, wo die ganze Welt nur das Schweigen vernimmt; und oft glaubt er unter den Gewändern seines Freundes bei der Umarmung einen verborgenen Dolch zu fühlen.

O Gewissen! Bist du nur das Schreckbild der Einbildungskraft, oder die Furcht vor Strafe der Menschen? Ich erforsche mich; ich stelle mir diese Frage: «Könntest du durch einen bloßen Wunsch einen Menschen in China ermorden und seinen Reichthum in Europa erben, mit der übernatürlichen Gewißheit, daß man niemals etwas davon erführe; würdest du einwilligen, diesen Wunsch zu hegen?» Ich mag meine Armuth vergrößern; ich mag diesen Mord verkleinern, indem ich vor-

aussetze, der Chinese sterbe durch einen Wunsch plötzlich und ohne Schmerz, er habe keinen Erben; seine Güter giengen sogar bei seinem Tode für den Staat verloren; ich mag mir diesen Fremdling als erdrückt von Krankheit und Kummer vorstellen; ich mag mir immer sagen, der Tod sey für ihn ein Glück, er rufe ihn ja selbst, er habe nur noch einen Augenblick zu leben; — trotz allen meinen eitlen Ausflüchten höre ich dennoch im Grunde meines Herzens eine Stimme, welche gegen den bloßen Gedanken einer solchen Voraussetzung so laut aufschreit, daß ich nicht einen Augenblick an der Wirklichkeit des Gewissens zu zweifeln vermag.

Es erscheint daher eine traurige Nothwendigkeit, den Gewissensbiß läugnen zu müssen, um die Unsterblichkeit der Seele und das Daseyn eines strafenden Gottes zu läugnen. Wir wissen allerdings, daß der Atheism, auf's Aeußerste getrieben, diese schmachvolle Läugnung waget. Der Sophist rief in dem Anfalle der Gicht: «O Schmerz! Niemals werde ich gestehen, daß du ein Uebel seyest!» Doch gesetzt, es gäbe wirklich so unglückliche Menschen, welche den Schrei des Gewissens ersticken, was folgte daraus? Urtheilen wir doch nicht über denjenigen, welchem der Gebrauch seiner Glieder vergönnt ist, nach dem Gichtbrüchigen, welcher die seinigen entbehrt. Das Laster

auf seinem höchsten Grade gleicht einem Gifte, welches das Gewissen zerstört; durch Umsturz der Religion vernichtete man das einzige Heilmittel, welches in den erstorbenen Theilen des Herzens die Empfindlichkeit wieder herzustellen vermochte. Diese erstaunungswürdige Christus-Religion ergänzte gewissermaßen dasjenige, was dem Menschen fehlte. Wurde man zum Verbrecher durch Uebermaaß, durch zuviel Glück, durch Gewalt des Charakters, so erschien sie mit der Warnung an den Unbestand des Glückes und an die Gefahr des Ungestüms. Wurde man im Gegentheil zum Verbrecher durch Mangel, durch Entbehrung der Güter, durch Gleichgültigkeit der Seele, so lehrte sie uns die Reichthümer verachten, während sie unsere Kälte erwärmte, indem sie uns so zu sagen Leidenschaften gab. Insonderheit bei dem Verbrecher zeigte sie eine unerschöpfliche Liebe; Jeglichem, auch dem beflecktesten Menschen gestattete sie Reue; jeden Aussätzigen, auch den eckelhaftesten, berührte sie mit ihren Händen. Für die Vergangenheit verlangte sie nur ein Reuegefühl, so wie für die Zukunft nur eine Tugendregung. Ubi autem abundavit delictum, sagte sie, superabundavit gratia. «Die Gnade übertraf in ihrer Größe die Größe des Lasters.» *) Stets bereit den

*) Rom. c. V. v. 20.

Sünder zu mahnen, gründete der Sohn Gottes seine Religion als ein zweites Gewissen für den Verbrecher, welcher das Unglück hatte, das natürliche Gewissen zu verlieren. Das evangelische Gewissen, voll Mitleid und Milde, erhielt von Christus das Recht der Begnadigung, welches dem ersten mangelte.

Nachdem wir von dem Gewissensbisse gesprochen, welcher auf das Laster folgt, wäre es unnöthig, von dem Glücke zu sprechen, welches die Tugend begleitet. Die innere Zufriedenheit, welche man bei einer guten Handlung empfindet, ist eben so wenig die Wirkung der Materie, als der Vorwurf des Gewissens, wenn man eine böse That vollbringt, aus Furcht vor den Gesetzen entsteht.

Wenn die Sophisten behaupten, die Tugend sey nur eine versteckte Eigenliebe, und das Mitleid sey nur Selbstliebe, so wollen wir sie nicht fragen, ob sie niemals Etwas, bei geheimer Unterstützung eines Unglücklichen, in ihrem Innern fühlten, oder ob nur die Furcht wieder in Kindheit zurückzufallen, sie bei der Unschuld eines Neugebornen rührte. Die Tugend und die Thräne werden für den Menschen die Quelle der Hoffnung und die Grundlage des Glaubens; wie aber sollte Derjenige an Gott glauben, welcher weder die Wirklichkeit der Tugend noch die Wahrhaftigkeit der Thränen anerkennt?

Wir würden unsere Leser zu beleidigen glauben, wenn wir ihnen zeigen wollten, wie die Unsterblichkeit der Seele und das Daseyn Gottes sich durch jene innere Stimme beweisen, welche man Gewissen nennt. «Es gibt in dem Menschen, sagt Cicero, *) eine Gewalt, welche zum Guten hinführt, sie ist nicht allein älter, als das Daseyn der Völker und der Städte, sondern eben so alt als jener Gott, durch welchen Himmel und Erde fortbestehn und regiert werden. Denn die Vernunft ist eine wesentliche Eigenschaft der göttlichen Intelligenz; und diese Vernunft, welche in Gott ist, entscheidet nothwendig über Laster und Tugend.»

Dritter Abschnitt.

Es giebt keine Sittlichkeit ohne ein anderes Leben.

Verehrung des Menschen für die Gräber.

Vermuthung für die Seele.

Die Sittlichkeit giebt die Grundlage der Gesellschaft, besteht aber Alles in uns aus Materie, so besteht in der That weder Laster noch Tugend,

*) Ad Attic. XII. 28.

und folglich keine Sittlichkeit. Unsere Gesetze, stets bedingt und wechselnd, können die Sittlichkeit als etwas Unbedingtes und Unveränderliches nicht begründen; sie muß also ihren Quell in einer beständigern Welt als der unserigen haben, und festere Bürgen besitzen, als zufällige Belohnungen und vorübergehende Strafen. Einige Philosophen meinten, zu Unterstützung der Sittlichkeit sey die Religion erfunden worden; sie bemerkten nicht, daß sie die Wirkung für die Ursache nahmen. Die Religion entspringt nicht aus der Moral, sondern die Moral aus der Religion. Gewiß hat nach dem oben Gesagten die Moral ihren Grund nicht in dem physischen Menschen oder in der bloßen Materie. Und eben so gewiß ist, daß die Menschen, sobald sie die Idee Gottes verlieren, sich in alle Laster stürzen, trotz dem Gesetze und dem Henker.

Eine Religion, welche sich auf den Trümmern des Christenthums aufbauen wollte, und welche sich besser zu machen gedachte als das Evangelium, heftete in unsere Kirchen dieses Gesetz des Dekalog's: Kinder, ehret euere Väter und Mütter! Warum ließen die Theophilanthropen den letzten Theil des Gesetzes hinweg: damit ihr lange lebet! Weil die geheime Erbärmlichkeit sie belehrte, der Mensch, welcher nichts hat, könne auch nichts geben. Wie sollte Der-

jenige Jahre versprechen, welcher nicht gewiß ist, zwei Augenblicke zu leben? Du schenkst mir das Leben, würde man ihm gesagt haben, Du, der du nicht siehst, daß du in Staub zerfällst! Wie Jeova versicherst du mir ein langes Daseyn, und besitzest du wie er die Ewigkeit, um daraus deine Tage zu schöpfen? Unbedachtsamer! die Stunde, in der du lebst, gehört dir nicht; du besitzest kein Eigenthum als den Tod; was anderes ziehst du also aus der Tiefe deines Grabes als das Nichts, um meine Tugend zu belohnen?

Endlich findet die Unsterblichkeit der Seele noch einen andern sittlichen Beweis, welchen man geltend machen muß; er besteht in der Verehrung der Menschen für die Gräber.

Dort heftet sich durch unüberwindlichen Zauber das Leben an den Tod; dort zeigt sich die menschliche Natur erhaben über den Rest der Schöpfung, indem sie ihre hohen Bestimmungen anerkennt. Erkennt das Thier den Sarg, und beunruhiget es sich über seine Asche? Was kümmert es sich um die Gebeine seines Vaters? Oder kennt es etwa seinen Vater, wenn die Bedürfnisse der Kindheit vorüber sind? Woher also in uns die mächtige Idee von dem Hinübergang? Sollten einige Stäubchen unsere Huldigungen verdienen? Gewiß nicht! Wir verehren die Asche unserer Ahnherren, weil eine Stimme uns zuruft, es sey nicht Alles

in ihr erloschen. Diese Stimme ist es, welche die Leichenzüge bei allen Völkern der Erde heiligt. Alle sind gleich überzeugt, daß der Schlaf nicht immer fortdaure, auch nicht im Grabe, und daß der Tod nur eine glorreiche Umstaltung bringe.

Vierter Abschnitt.

Von einigen Einwürfen.

Ohne zu tief einzudringen in die metaphysischen Beweise, welche wir sorgfältig zu vermeiden suchen, wollen wir dennoch einige Einwürfe beantworten, welche man immer wiederholt.

Cicero hatte nach Platon behauptet, es gäbe kein Volk, bei welchem man nicht einige Vorstellungen von der Gottheit gefunden. Die alten Philosophen betrachten diese allgemeine Uebereinstimmung der Völker als ein Gesetz der Natur; doch läugneten es die neuern Ungläubigen; diese behaupteten, gewisse Wilde hätten keine Vorstellung von Gott.

Die Atheisten bemühen sich vergebens die Schwäche ihrer Sache zu bedecken; aus ihren Gründen zeigt sich, daß ihr System nur auf Ausnahmen sich stütze, während der Deism dem allgemeinen Gesetze folgt. Sagt man, das Menschengeschlecht

glaube an Gott, so beruft sich der Ungläubige zuerst auf einige Wilde, dann auf diese oder jene Person, endlich auf sich selbst. Behauptet man, der Zufall habe die Welt nicht zu bilden vermocht, weil nur eine einzige günstige Lage gegen unberechenbare Möglichkeiten stände — dieß gibt der Ungläubige zu, aber er antwortet, diese Lage existire; und diese Art zu schließen zeigt sich überall. So erscheint nach dem Atheisten die Natur als ein Buch, wo die Wahrheit stets in der Note, aber niemals im Texte sich befindet, eine Sprache, deren Barbarismen allein gelten müssen für Consequenz und Genie.

Prüft man übrigens die sogenannten Ausnahmen, so entdeckt man, daß sie an örtlichen Gründen hängen, oder sogar das festgesetzte Gesetz bestätigen. Hier zum Beispiele zeigt es sich als falsch, daß es Wilde gebe, welche gar keine Vorstellung von der Gottheit haben. Die Reisenden, welche diese Thatsachen behaupteten, wurden widerlegt durch andere besser unterrichtete Reisende. Unter den Ungläubigen der Wälder nannte man die Horden von Canada. Nun gut! Wir haben sie gesehen, diese Sophisten der Strohhütte, welche in dem Buche der Natur, wie unsere Philosophen in ihren Büchern gelernt haben sollten, daß es keinen Gott über der Welt und eine Zukunft für den Menschen gebe. Aber diese

Indianer sind abgeschmackte Barbaren, welche die Seele eines Kindes in einer Taube, oder in einem Büschel Sinnpflanzen sehen. Die Mütter sind bei ihnen albern genug, um ihre Milch auf dem Grabhügel ihrer Söhne auszudrücken, und dem Manne im Grabe die nämliche Stellung zu geben, welche er im Mutterschooße hatte. So behaupten sie zu lehren, daß der Tod einer zweiten Mutter gleiche, welche uns einem andern Leben gebäre. Der Atheism wird niemals etwas gewinnen durch diese Völker, welche nur von der Vorsehung die Wohnung, das Gewand und die Nahrung bekommen. Wir rathen den Ungläubigen, diesen verderbten Bundesgenossen zu mißtrauen, welche heimlich die Geschenke von jenem Feinde annehmen.

Anderer Einwurf. «Weil der Geist mit dem Alter wächst und abnimmt, weil er den Veränderungen der Materie folgt, ist er selbst materieller Art, folglich theilbar, also der Zerstörung unterworfen.»

Entweder sind Geist und Leib zwei verschiedene Wesen, oder sie sind nur das nämliche Wesen. Sind sie zwei, so müssen wir zugeben, der Geist sey in dem Leibe eingeschlossen, daraus folgt, der Geist sey, so lang diese Vereinigung dauern wird, in gewissen Hinsichten den Banden unterworfen, welche ihn drücken. Er muß in

Erhebung oder Erniedrigung erscheinen nach den Verhältnissen seiner Hülle. Der Einwurf besteht also nicht mehr in der Voraussetzung, welche den Geist und Leib als zwei verschiedene Substanzen setzt.

In der Voraussetzung aber, sie seyen nur Eines und ein Ganzes, welche Leben und Tod miteinander theilen, so muß der Behaupter diesen Satz beweisen. Aber schon längst hat man bewiesen, daß der Geist wesentlich verschieden sey von der Bewegung und den übrigen Eigenschaften der Materie, denn er ist weder ausgedehnt, noch theilbar.

So fällt der Einwurf ganz zusammen, denn Alles vereint sich in der Frage, ob Materie und Gedanken eine und die nämliche Sache seyen, was man nicht ohne Abgeschmacktheit behaupten kann.

Ueberdem muß man sich nicht einbilden, ein unmittelbarer Angriff auf die Behauptung sey unmöglich, weil man die Verjährung gegen diese Schwierigkeit aufbietet. Man kann beweisen, daß der Geist sogar dann, wenn er den Zufällen des Leibes zu folgen scheint, die eigenthümlichen Merkmale seines Wesens beibehalte. Die Atheisten führen zum Beispiel im Triumphe die Narrheit, die Verwundungen im Gehirne, den Fieberwahnsinn; um ihr System festzustellen, müssen sie als

Hilfsvölker ihrer Sache die Unglücksfälle der Menschheit für sich selbst in Reihen stellen. Nun denn, diese Fieber, dieser Wahnsinn (welchen der Atheism, nämlich das Genie des Bösen, mit Recht zum Beweise seiner Wirklichkeit ausruft), was zeigen sie denn im Ganzen? Ich sehe hier eine ungeregelte Einbildungskraft, aber einen geregelten Verstand. Der Irre und der Kranke erkennen Gegenstände, welche nicht da sind; aber schließen sie falsch über diese Gegenstände? Sie ziehen aus einer kranken Sache gesunde Folgerungen.

Etwas Aehnliches geschieht dem Fieberkranken; seine Seele verdunkelt sich in demjenigen Theile, wo die Bilder erscheinen, weil die Schwäche der Sinne nur trügerische Vorstellungen dahin liefert; aber die Region der Ideen ist unangegriffen und unverändert. Eben so wie ein Feuer, welches an einem gemeinen Stoffe angezündet ist, nich weniger rein als Feuer erscheint, weil unreine Gegenstände es nähren, gerade eben so bleibt der Gedanke, diese himmlische Flamme, unzerstörbar und unsterblich mitten in der Zerstörung und dem Tode.

In Rücksicht des Einflusses der Klimate auf den Geist, wodurch man einen Beweis für die Materialität des Gedankens aufstellte, bitten wir die Leser um Aufmerksamkeit auf unsere Antwort;

denn anstatt einen Einwurf aufzulösen, brauchen wir den uns entgegengestellten Satz in der That als Beweis für die Unsterblichkeit der Seele.

Man bemerkte, die Natur zeige sich stärker gegen Norden und gegen Süden; zwischen den Wendekreisen sind die größten Quadrupeden, die größten Reptilien, die größten Vögel, die größten Ströme, die höchsten Gebirgsreihen; in den Regionen des Nordens findet man die mächtigen Cetaceen, den ungeheuren Fucus und den gigantischen Pinus. Ist nun Alles Wirkung der Materie, Verbindungsart der Urstoffe, Stärke der Sonne, Folge von Kälte und Wärme, Resultat von Feuchte und Trockenheit; warum bildete der Mensch allein eine Ausnahme vom allgemeinen Gesetze? Warum erweitert sich seine physische und psychische Fähigkeit nicht mit jener des Elephanten unter der Linie, und mit jener des Wallfisches unter dem Pole? Sagt man vielleicht, er sey wie der Stier ein Thier für alle Länder? Aber der Stier behält seinen Naturtrieb in jedem Klima; doch ein ganz verschiedenes Wesen zeigt der Mensch.

Weit entfernt, dem allgemeinen Gesetze der Wesen zu folgen; weit entfernt, sich dort zu verstärken, wo die Materie angeblich sich thätiger zeigt, schwächt sich der Mensch im Verhältnisse des Wachsthums der animalischen Schöpfung,

welche ihn umgiebt. Der Indier, der Peruaner, der Neger gegen Süden; der Eskimaux, der Lappländer gegen Norden beweisen es. Noch mehr! Amerika, wo das Gemische des Schlamms und des Wassers auf die Vegetation die ganze Kraft der ursprünglichen Erde zeiget, dieses Amerika wirkt verderblich für die Geschlechter der Menschen, obwohl dieses Verderbliche jeden Tag sich nach eben dem Maaße vermindert, als das materielle Prinzip sich schwächt. Der Mensch gewinnt in jeden Gegenden seine volle Stärke, wo die weniger lebhaften Urstoffe dem Gedanken einen freiern Lauf lassen; dort nämlich, wo dieser Gedanke seines irdischen Gewandes gleichsam entkleidet in keiner seiner Bewegungen, in keinem seiner Vermögen gehemmt ist.

Man muß hierin einen offenbaren Gegensatz gegen die leidende Natur erkennen; dieser Gegensatz ist unsere unsterbliche Seele. Sie widerstrebt den Einwirkungen der Materie; sie erkrankt, sie leidet unter zu starken Berührungen. Dieser Zustand des Leidens der Seele bewirkt seiner Seits die Schwäche des Körpers; der Leib, welcher, allein genommen, unter den Gluthen der Sonne gewänne, nimmt ab durch die Erdrückung des Geistes. Wollte man umgekehrt behaupten, der Körper, welcher das Uebermaaß von Kälte und Wärme nicht zu ertragen vermöge, mache die

Seele entarten, indem er selbst entarte, so würde man ein zweites Mal die Wirkung statt der Ursache setzen. Es ist nicht das Gefäß, welches auf die Flüssigkeit einwirkt; es ist die Flüssigkeit, welche das Gefäß zerstört; diese sogenannten Einwirkungen des Körpers auf die Seele sind die Einwirkungen der Seele auf den Körper.

Die doppelte, nämlich psychische und physische Schwäche der Völker von Nord und Süd, die sie ergreifende Schwermuth, kann man also nach unserer Meinung nicht einer zu gespannten oder zu erschlafften Fiber zuschreiben, denn die nämlichen Zufälle bewirken nicht die nämliche Wirkung in den gemäßigten Himmelsstrichen. Diese traurige Neigung der Bewohner des Pol's und der Wendekreise ist wirklich ein geistiger Trübsinn, hervorgebracht durch die Lage der Seele und durch ihre Kämpfe gegen die Gewalten der Materie. So bezeichnete die Gottheit ihre Weisheit nicht nur durch die Vortheile, welche der Erdball von der Verschiedenheit der Breiten zieht; sondern sie zeigte, indem sie den Menschen auf diese Stufenleiter stellte, fast mathematisch die Unsterblichkeit unseres Wesens, denn die Seele wirkt am auffallendsten, wo die Materie am wenigsten kräftig sich zeigt, und der Mensch vermindert sich, wo das Thier sich vermehrt.

Wir kommen zum letzten Einwurfe. «Wäre die Idee Gottes von Natur unsern Seelen eingedrückt, so müßte sie der Erziehung vorangehen, vor der Verstandesbildung erscheinen, sich schon seit der Kindheit zeigen. Nun aber haben die Kinder keine Idee von Gott. Also u. s. w.»

Da Gott ein Geist ist, und da nur der Geist ihn zu fassen vermag, so kann ein Kind, in welchem der Gedanke noch unentwickelt liegt, das höchste Wesen nicht begreifen. Verlangen wir also nicht von dem noch unvollendeten Herzen seine edelste Leistung in jenem Zeitpunkte, wo das wundervolle Meisterwerk noch unter den Händen des Meisters sich befindet.

Aber man kann allerdings behaupten, das Kind habe wenigstens den Naturtrieb zu seinem Schöpfer. Dafür rufen wir als Zeugen seine kleinen Träumereien, seine Beunruhigungen, seine Aengstlichkeiten in der Nacht, seinen Hang die Augen zum Himmel zu erheben. Ein Kind faltet seine zwei unschuldigen Händchen, und wiederholt nach seiner Mutter ein Gebet zu dem lieben Vater im Himmel; warum stammelt dieser kleine Engel der Erde mit so viel Liebe und Reinheit den Namen des höchsten Wesens, welches er nicht kennt?

Man betrachte doch diesen Neugebornen in den Armen einer Wärterin. Was sprach er denn,

um diesem Greise, diesem festen Manne, dieser Frau so viele Freude zu geben? Zwei oder drei halbgebrochene Sylben; und darüber gerathen in freudiges Entzücken verständige Wesen vom Ahnherrn an, welcher alle Geschäfte des Lebens kennt, bis zu der jungen Mutter, welche sie noch nicht kennt! Wer legte solche Gewalt in das Wort des Menschen? Warum bewegt der Ton der menschlichen Stimme uns alle so mächtig? Was uns hier unterjocht, ist ein Geheimniß, welches an höhern Gründen hängt, als an der Theilnahme, welche man am Alter dieses Kindes nimmt; es sagt uns Etwas, diese unartikulierten Worte seyen das erste Stammeln eines unsterblichen Gedankens.

Fünfter Abschnitt.

Gefahr und Unbrauchbarkeit des Aheism.

Es gibt zwei sehr verschiedene Arten von Gotteslängnern. Die ersten folgerecht in ihren Grundsätzen erklären ohne Zaudern, es gebe keinen Gott, folglich keinen wesentlichen Unterschied zwischen Gut und Bös; die Welt gehöre dem Stärksten oder Geschicktesten u. s. w. Die zweiten sind die so-

genannten honetten Leute des Atheism, die Heuchler der Ungläubigkeit. Abgeschmackte Leute, welche mit verstellter Güte alle Ausschweifungen sich erlauben, um ihr System zu behaupten; sie nennen euch theurer Bruder, indem sie euch erwürgen; die Worte Sitte und Menschlichkeit schweben immer auf ihren Lippen; sie sind dreifach schändlich, denn sie vereinen mit den Lastern des Gotteslängners die Unduldsamkeit des Partheimanns und die Eigenliebe des Schriftstellers.

Diese Menschen behaupten, der Atheism zerstöre weder das Glück noch die Tugend; es gebe keine Lage, wo es nicht eben so nützlich wäre, ungläubig als gottesfürchtig zu seyn. Dieß wollen wir nun prüfen.

Sollen wir ein Ding nach dem Grade seines größern oder geringeren Nutzens schätzen, so zeigt sich der Atheism sehr verächtlich, denn er nützt Niemanden.

Durchgehen wir das Menschenleben. Beginnen wir mit den Armen und Unglücklichen, denn sie bilden die Mehrzahl auf Erden. Wohlan denn, du unzählbares Geschlecht der Erbarmungswürdigen! Seid ihr es, welchen der Atheism nützt? Antwortet! Wie! Nicht Eine Stimme! Nicht eine einzige Stimme! Ich höre einen Lobgesang voll Hoffnung, und Seufzer, welche zum Him-

mel empor steigen! Diese glauben. Wenden wir uns also zu den Glücklichen.

Es scheint, der glückliche Mensch habe keinen Gewinn beim Atheism. Es ist so süß für ihn zu träumen, daß seine Tage sich noch jenseits des Lebens verlängern! Mit welcher Verzweiflung müßte er diese Erde verlassen, wenn er dächte für immer vom Glücke zu scheiden! Vergebens würden alle zeitlichen Güter auf seinem Haupte sich vereinen; sie könnten ihm nur das Nichts noch schrecklicher machen. Der Reiche kann versichert seyn, daß die Religion seine Freuden vermehrt, indem sie darein eine unaussprechliche Anmuth mischt. Sein Herz wird sich nicht verhärten und nicht übersättigen im Genusse, obschon dieß die Klippe des langen Glückes ist. Die Religion verhütet die Dürre der Seele; dieß bedeutet jenes heilige Oel, womit das Christenthum zur Verhütung der Unfruchtbarkeit die Salbung gibt für die Königswürde, die Jugend und den Tod.

Der Krieger stürzt in den Kampf, dieser Sohn des Ruhmes, kann er Atheist seyn? Derjenige, welcher ein Leben ohne Ende sucht, kann er einwilligen zu enden? Erscheinet über euern donnernden Wolken, ihr unzählbare Kriegsmänner, alterthümliche Heerschaaren des Vaterlandes! Berühmte Kampfhelden Frankreichs, und jetzo Kampfhelden des Himmels, erscheinet! Verkündet den Helden

unserer Zeit, von den Höhen der heiligen Stadt, daß der Tapfere nicht ganz im Grabe stirbt, und daß nach ihm noch etwas anderes bleibt, als der eitle Ruhm.

Die großen Feldherren des Alterthums zeichneten sich aus durch ihre Religiosität. Epaminondas, der Befreier seines Vaterlandes, galt für den Gottergebensten der Menschen. Xenophon, dieser philosophische Krieger, war das Muster der Frömmigkeit. Alexander, das ewige Vorbild der Eroberer, nannte sich den Sohn Jupiter's. Bei den Römern setzten die antiken Consule der Republik, Cincinnatus, Fabius, Papirius Cursor, Paulus Aemilius, Scipio, ihre Hoffnung einzig auf die Gottheit des Capitol's. Pompejus ging in die Schlachten mit Anrufung des himmlischen Beistands. Cäsar wollte von himmlischem Geschlechte stammen; Cato, sein Gegner, lebte in der Ueberzeugung von der Unsterblichkeit der Seele; Brutus, sein Mörder, glaubte an übernatürliche Gewalten; und Augustus, sein Nachfolger, herrschte nur im Namen der Götter.

Unter den neuern Völkern — war er wohl ungläubig, jener kühne Sicambrer, Ueberwinder Rom's und der Gallier, welcher zu den Füßen eines Priesters niederfiel, und den Grund des französischen Reiches legte! War er ein Ungläubiger, jener heilige Ludwig, der Schiedsrichter

der Könige, welchen sogar die Ungläubigen verehrten! Dü Guesclin, dessen Sarg Städte einnahm, Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel; der alte Connetable von Montmorenci, welcher seinen Rosenkranz mitten im Lager betete, waren sie Menschen ohne Glauben? O noch wunderbarere Zeiten, wo ein Bossuet einen Turenne in den Schooß der Kirche zurückführte!

Es gibt keinen bewunderungswürdigern Charakter, als denjenigen eines christlichen Helden; das Volk, welches er vertheidigt, betrachtet ihn als seinen Vater; er beschützt den Sämann und die Saaten; er ist eine Art Engel des Krieges, welchen Gott sendet, diese Gräuelscene zu mildern. Die Städte öffnen die Thore dem bloßen Wort seiner Gerechtigkeit; die Wälle fallen vor seinen Tugenden; er ist die Liebe des Soldaten und der Abgott der Nationen; er vermischt mit dem Muthe des Kriegers die Liebe des Evangelium's; sein Gespräch rührt und belehrt; seine Worte adelt die Anmuth der vollkommenen Einfachheit; man erstaunt, so viele Sanftmuth an einem Manne zu finden, welcher gewohnt ist, mitten in Gefahren zu leben. So verbirgt sich der Honig unter der Rinde einer Eiche, welche den Stürmen trotzt.

Wir schließen also, daß der Atheism in keiner Beziehung dem Krieger nütze. Wir finden nicht,

daß er in den Zuständen der Natur nützlicher sey, als in den Lagen der Gesellschaft. Wenn die Sittlichkeit ganz auf das Dogma vom Daseyn Gottes und von der Unsterblichkeit der Seele sich stützet, so kann es dem Vater, dem Sohne, dem Gatten nicht frommen ungläubig zu seyn. Ha! Wie könnte man zum Beispiel eine Frau als Atheistin denken? Wer würde dieses Schilfrohr stützen, wenn nicht die Religion seine Zerbrechlichkeit aufrecht hielte? Das schwächste Wesen der Natur, immer am Vorabende des Todes, oder des Verlustes seiner Reize, wer würde ihm Kraft geben, diesem Wesen, welches lächelt und hinstirbt, wenn seine Hoffnung nicht hinüber reichte über die ephemere Existenz? Schon nach dem einzigen Vortheile ihrer Schönheit muß die Frau gottesfürchtig seyn. Sanftmuth, Unterwerfung, Lieblichkeit, Zartsinn, machen einen Theil der Reize, welche der Schöpfer an unsere erste Mutter verschwendete; aber die Philosophie wirkt tödtlich auf alle diese Eigenschaften.

Die Frau, welche natürlich den Instinkt des Mysteriösen hat, welche sich zu verschleiern liebt, welche stets nur die Hälfte ihrer Anmuth und ihres Gedankens enthüllet, welche man wohl errathen, aber nicht durchschauen kann, welche als Mutter und Jungfrau voll Geheimniß ist, welche am meisten durch ihre Unkenntniß gefällt, welche

für die Tugend und für das geheimste Gefühl der Scham und der Liebe sich bildete; diese Frau soll dem sanften Triebe ihres Geschlechtes entsagen und mit schwacher und verwegener Hand den dichten Schleier aufheben wollen, welcher die Gottheit bedeckt! Wem hofft sie zu gefallen durch diese verbrecherische Anstrengung? Glaubt sie etwa, wenn sie ihre lächerliche Gotteslästerungen und ihre frivole Metaphysik mit den Imprekationen der Spinoza und mit den Sophismen der Bayle verbindet, uns eine große Vorstellung von ihrem Genie zu geben? Gewiß beabsichtigt sie nicht sich einen Gatten zu erwählen; denn welcher Mann von gesundem Verstande möchte sich mit einer gottvergessenen Gefährtin verbinden?

Die ungläubige Gattin hat selten die Idee ihrer Pflichten; sie verbringt ihre Tage mit Klügeleien über eine Tugend, welche sie nicht übt, oder sie hascht nach Vergnügungen in dem Gewirbel der Welt. Ihr Kopf ist öde, ihr Herz leer, Ungeduld verzehrt sie; sie hat weder Gott noch Hausarbeit, um den Abgrund ihrer Zeit zu erfüllen.

Der Tag der Rache kommt; die Zeit naht und führt das Alter an der Hand. Das Gespenst mit den weißen Haaren, mit den gewölbten Schultern, mit den eisigen Händen setzt sich auf die Thürschwelle an die Wohnung der ungläubigen

Frau; sie erblickt es und entläßt einen Schrei. Aber wer kann ihre Stimme hören? Etwa ein Gatte? Es gibt keinen mehr für sie; schon längst entfernte er sich von dem Schauplatze seiner Entehrung. Etwa Kinder? Verdorben durch eine gottesvergessene Erziehung und durch das mütterliche Beispiel, bekümmern sie sich denn um ihre Mutter? Blickt sie zurück in die Vergangenheit, so sieht sie nur eine Einöde, wo ihre Tugenden keine Spur hinterließen. Zum erstenmale wendet sich ihr trüber Gedanke gen Himmel; sie beginnt zu glauben, es wäre angenehmer gewesen, eine Religion gehabt zu haben. Vergebliche Sehnsucht! Die letzte Strafe des Atheism in dieser Welt ist, den Glauben zu wünschen, ohne ihn erlangen zu können. Erkennt man am Ende der Laufbahn die Täuschungen einer falschen Philosophie, sieht man das Nichts wie ein unheilbringendes Gestirn am Horizonte des Todes sich erheben, dann möchte man zu Gott zurückkehren, aber zu spät; der Geist, durch Ungläubigkeit verwildert, verwirft jede Ueberzeugung. Ach! dann ist die Einsamkeit am tiefesten, wenn Gott und Mensch zugleich sich zurückziehen! Diese Frau stirbt, sie erlischt in den Armen einer bezahlten Wärterin, oder eines Mannes, welcher über ihre Leiden Eckel empfindet, und berechnet, daß sie viele Tage dem Schmerze widerstand. Ein erbärmlicher Sarg um-

schließt die ganze Unglückliche; bei ihrem Leichenzuge sieht man weder eine Tochter mit fliegenden Haaren, noch Schwiegersöhne, noch weinende Kindeskinder; dieß aber ist das würdige Geleite, welches unter der Segnung des Volkes und beim Gesange der Priester die Mutter der Familie zum Grabe führt. Vielleicht begegnet ein unbekannter Sohn, welcher das schmähliche Geheimniß seiner Geburt nicht weiß, durch Zufall dem Leichenzuge; er erstaunt über die Verlassenheit dieses Sarges, und fragt nach dem Namen des Todten diejenigen, welche den Leichnam den Würmern vorwerfen, wie die atheistische Frau es diesen versprach.

Wie verschieden zeigt sich das Schicksal der gottesfürchtigen Gattin! Die Freude umkränzt ihre Tage, die Liebe erfüllt ihr Leben; ihr Gemahl, ihre Kinder, ihre Dienstleute achten und lieben sie; alle bauen auf sie mit blindem Vertrauen, denn sie glauben fest an die Treue Derjenigen, welche ihrem Gotte treu blieb. Der Glaube dieser Christin stärkt sich in ihrem Glücke, und ihr Glück in ihrem Glauben; sie vertraut Gott, weil sie glücklich ist; und sie ist glücklich, weil sie Gott vertraut.

Eine Mutter darf nur das Lächeln ihres Kindes sehen, um sich von der Wirklichkeit eines höchsten Glückes zu überzeugen. Die Güte der Vorsehung zeigt sich völlig in der Wiege des

Menschen. Welche rührende Uebereinstimmungen! Sollten sie nur die Wirkungen einer fühllosen Materie seyn? Das Kind wird geboren, und die Mutterbrust ist voll; der Mund des kleinen Gastes erscheint unbewaffnet, damit er den Becher des mütterlichen Mahles nicht verletze; der Säugling wächs't, und die Milch wird nahrhafter; man entwöhnt ihn, und der wunderbare Quell versiegt. Diese so schwächliche Frau gewinnt plötzlich Kräfte, womit sie Leiden besiegt, welche der stärkste Mann nicht zu ertragen vermöchte. Was erweckt sie mitten in der Nacht im nämlichen Augenblicke, wo ihr Sohn das gewohnte Mahl verlangt? Woher bekommt sie jene Geschicklichkeit, welche sie niemals besaß? Wie zart berührt sie jene Blume, ohne sie zu brechen! Ihre Sorgfalt erscheint wie die Frucht der Erfahrung eines ganzen Lebens; dennoch liegt hier ihr Erstgeborner! Das kleinste Geräusch erschreckte die Jungfrau; wo sind die Kriegsheere, die Blitze, die Gefahren, vor welchen die Mutter erblaßt? Ehmals bedurfte diese Frau eine zarte Nahrung, ein feines Gewand, ein weiches Lager; der mindeste Luftzug schadete ihr; jetzt genügt gemeines Brod, alltägliche Kleidung, eine Hand voll Stroh; sie bekümmert sich nicht um Regen und Winde, wenn sie nur in ihrer Brust einen Tropfen Milch zur Nahrung ihres Sohnes bewahrt, und in ihren

Fetzen ein Stück des Mantels zu seiner Umhüllung findet.

Nach allem diesem müßte man sehr hartnäckig seyn, um nicht derjenigen Behauptung sich anzuschließen, für welche nicht nur die Vernunft die größte Zahl der Beweise auffindet, sondern zu welcher auch natürlich die Sittenlehre, das Glück, die Hoffnung, sogar der Naturtrieb und die Wünsche der Seele uns hinziehen. Denn wäre es eben so wahr, als es falsch ist, daß der Geist die Wage zwischen Gottheit und Atheism gleich stelle, so senkt sie sich doch sehr auf die Seite der ersten; denn außer der Hälfte seiner Vernunft legt der Mensch überdem in die Wagschale Gottes das ganze Gewicht seines Herzens.

Man überzeugt sich von dieser Wahrheit, wenn man die Art bemerkt, wie Atheism und Religion in ihren Beweisen fortschreiten.

Die Religion bedient sich nur allgemeiner Gründe; sie urtheilt nur nach den Vorschriften des Himmels und den Gesetzen des Weltalls; sie sieht nur die Anmuth der Natur, die lieblichen Triebe der Thiere und ihre Vortheile für den Menschen.

Der Atheism bringt nur schmähliche Ausnahmen; er bemerkt nur die Störungen, die Moräste, die Vulkane, die Raubthiere; und als suchte er sich im Unrath zu verbergen, fragt er

die Reptilien und die Insekten, um ihm Beweise gegen Gott zu liefern.

Die Religion spricht nur von der Größe und Güte des Menschen.

Der Atheism bietet stets den Aussatz und die Pestbeule.

Die Religion zieht ihre Gründe aus der Empfindsamkeit der Seele, aus den süßesten Neigungen des Lebens, aus der kindlichen Anhänglichkeit, aus der ehelichen Liebe, aus dem mütterlichen Zartsinne.

Der Atheism stellt Alles auf den Naturtrieb des Thieres, und zeigt als ersten Grund seines Systemes ein Herz, welches von nichts sich rühren läßt.

Endlich versichert uns der Gottesdienst des Christen, daß unsern Leiden ein Ziel gesetzt sey; man tröstet uns, man trocknet unsere Thränen, man verspricht uns ein anderes Leben.

In dem Treiben des Atheism streuen die Schmerzen der Menschheit den Weihrauch; als Opferer erscheint der Tod, als Altar ein Sarg, und als die Gottheit das Nichts.

Sechster Abschnitt.

Beschluß von den Glaubenssätzen des Christenthums.

Belohnung und Strafe in einem andern Leben.

Elysium der Alten.

Wer das Daseyn eines höchsten Wesens anerkennt, und die Unsterblichkeit der Seele zuläßt, findet im Grunde keine Schwierigkeit mehr, einen Zustand von Belohnung und Strafe nach diesem Leben zu setzen; die zwei ersten Glaubenssätze bestimmen die Nothwendigkeit des dritten. Es handelt sich also nur noch zu zeigen, wie sittlich und wie poetisch dieser dritte in den christlichen Meinungen erscheint, und wie weit die Religion des Evangelium's alle übrigen Kirchenformen der Welt übertreffe.

In dem Elysium der Alten findet man nur Heroen und Menschen, welche durch Glück oder Glanz in der Welt sich auszeichneten; die Kinder, und wahrscheinlich die Sklaven, so wie die unberühmten Leute (also das Unglück und die Unschuld)

waren zur Hölle verwiesen. Welche Belohnungen aber fand die Tugend in diesen Gastmahlen und bei diesen Tänzen, deren ewige Dauer schon hinreichte, um sie in eine der Qualen des Tartarus zu verwandeln?

Mohamed verspricht andere Genüsse. Sein Paradies erscheint als ein Land voll Bisam und reinem Mehle von Waizen, bewässert von dem Flusse des Lebens und von dem Acawtar, einem Bache, dessen Quelle unter den Wurzeln des Tuba, dem Baume des Glückes, entspringt. Die Brunnen, deren Grotten aus grauem Ambra, deren Ränder aus Aloe bestehen, murmeln unter Palmbäumen von Gold. An den Gestaden eines viereckigen See's stehen tausend sternähnliche Becher, deren sich die vorher bestimmten Seelen bedienen, um Wasser zu schöpfen. Die Auserwählten sitzen auf seidenen Teppichen am Eingange ihrer Gezelte, sie essen die Scholle der Erde, welche Allah für sie in einen wunderbaren Kuchen verwandelt. Verschnittene und zwei und siebenzig Mädchen mit schwarzen Augen bringen ihnen auf dreihundert goldnen Platten den Fisch Run und die Rippen des Büffels Balam. Der Engel Israfil singt schöne Lobgesänge; die Houris mischen ihre Stimmen mit seinen Wohlklängen; und die Seelen tugendhafter Dichter, verschlossen in die Luftröhren gewisser Vögel, welche auf dem Baume des

Glückes schweben, begleiten den himmlischen Chor. Indeß bewegen sich Glocken von Kristall, hängend an Palmbäumen von Gold, in melodischem Schwunge durch einen Hauch, welcher ausgeht vom Throne Gottes. *)

Die Freuden des Himmels der Skandinavier trieften vom Blute; aber es zeigte sich eine gewisse Größe in den Vergnügungen der kriegerischen Schatten; sie versammelten die Ungewitter und leiteten die Sturmwinde; dieses Paradies entsprang aus der Lebensart, welche der Barbar des Nordens führte. Umherirrend auf wilden Gestaden, und sein Ohr gewöhnend an die Stimme des Ozeans, fiel er allmählig in Träumerei; verirrt von Gedanken zu Gedanken, wie die Fluthen von Gemurmel zu Gemurmel, vermischte er sich in dem Unbestimmten seiner Wünsche mit den Urstoffen, stieg über die flüchtigen Wolken, schwebte über den entlaubten Wäldern, und flog über die Meere mit den Stürmen.

Die Höllenplätze der ungläubigen Völker enthalten eben so viel Launenhaftes als ihre Himmelsräume; von dem Tartarus werden wir sprechen in dem wissenschaftlichen Theile dieses Werkes, wozu wir bald gelangen.

---

*) Der Koran und die Dichter Arabiens.

Stets erkennt man auf den ersten Blick, daß die Belohnungen, welche das Christenthum der Tugend verheißt, und die Strafen, welche es dem Laster ankündet, die einzig wahren seyen. Der Himmel und die Hölle der Christen bildet sich nicht nach den besondern Sitten eines Volkes; sie gründen sich auf allgemeine Ideen, welche allen Nationen und allen Klassen der Gesellschaft entsprechen. Man höret oft das Einfache und Erhabene dieser Worte: — Die Glückseligkeit des Gerechten besteht im andern Leben darin, daß er Gott in seiner Fülle besitze; — das Unglück des Verbrecherischen wird darin bestehen, die Vollkommenheiten Gottes zu erkennen, und derselben für immer beraubt zu seyn.

Man sagt vielleicht, das Christenthum wiederhole hierin bloß die Lehren aus den Schulen des Platon und des Pythagoras. Also gesteht man wenigstens, daß die christliche Religion, indem sie die Glaubenssätze dieser zwei Weisen lehret, nicht die Religion der Kleingeister sey?

In der That machten die Heiden den ersten Gläubigen den Vorwurf, sie seyen nur eine Sekte von Philosophen. Gesetzt dieß wäre gewiß, was doch nicht erwiesen ist, das Alterthum habe in Rücksicht des zukünftigen Zustandes die nämlichen Vorstellungen gehegt wie das Christenthum, so bleibt noch immer ein großer Unterschied zwischen

einer Wahrheit, welche einem kleinen Kreise auserwählter Schüler sich mittheilte, und zwischen einer Wahrheit, welche das gemeinsame Himmelslicht des Volkes geworden. Das, was die schönsten Geister von Griechenland durch die höchste Anstrengung der Vernunft fanden, lehrt man öffentlich auf den Kreuzwegen unserer Städte; und der Tagelöhner kauft für einige Pfenninge in dem Katechismus seiner Kinder die erhabensten Geheimnisse der antiken Sekten.

Wir sprechen nun nicht von dem Fegefeuer, denn anderswo betrachten wir es in seinen sittlichern und dichterischern Beziehungen. Es stützt sich dieser Ort der Aussöhnung in Rücksicht des Hauptsatzes auf die Vernunft selbst, denn es gibt einen Zustand von Lauheit zwischen Laster und Tugend, welcher weder die Strafen der Hölle, noch die Belohnungen des Himmels verdient.

Siebenter Abschnitt.

Jüngstes Gericht.

Die Kirchenväter hegen verschiedene Meinungen von dem Zustande der Seele des Gerechten, welcher unmittelbar auf ihre Trennung von dem Leibe folgt. Der heilige Augustinus meint, sie

wandle in einen Aufenthalt des Friedens, wo sie die Wiedervereinigung mit ihrem unzerstörbaren Fleische erwartet. *) Der heilige Bernhard glaubt, sie komme in den Himmel, wo sie die Menschheit Jesu Christi beschaut; aber nicht seine Göttlichkeit, welche sie erst nach der Auferstehung genießen wird. **) An einigen andern Orten seiner Predigten versichert er, sie gelange unmittelbar zu der Fülle himmlischer Glückseligkeit. ***) Diese Meinung scheint die Kirche angenommen zu haben.

Da es gerecht erscheint, daß Körper und Seele, welche miteinander entweder den Fehler oder die Tugend begiengen oder ausübten, auch miteinander leiden oder sich freuen, so lehrt uns die Religion, daß Derjenige, welcher uns aus dem Staube zog, uns auch ein zweitesmal rufen werde vor seinem Gerichte zu erscheinen. Die stoische Schule glaubte so wie die Christen an Hölle, Paradies, Fegefeuer und an die Auferstehung des Leibes. ****) Die dunkle Idee dieses letztern Glaubenssatzes fand sich

---

*) De trinit. lib. XV. c. 25.

**) Serm. in sanct. omn. 1 — 2 — 3. De considerat. lib. V. c. 4.

***) Serm. II. de S. Malac. n. 5. Serm. de S. Vict. n. 4.

****) Senec. Epist. 90. id. ad Marc. Laert. lib. VII; Plut. in resig. stoic. et in fac. lun.

bei den Magiern.*) Die Aegypter hofften wieder aufzuleben, wenn sie tausend Jahre im Grabe zugebracht.**) Die sibyllinischen Verse sprechen von der Auferstehung, dem jüngsten Gerichte u. s. w.***)

Plinius spottet über den Demokritos, zeigt uns aber die Meinung dieses Philosophen in Rücksicht der Auferstehung: Similis et de asservandis corporibus hominum, ac reviviscendi promissa a Democrito vanitas, qui non vixit ipse.****)

Die Auferstehung liegt klar ausgesprochen in diesen Versen des Phokylides über die Asche der Todten:

Οὐ ἀαλὸν ἁρμονίην ἀναλυέμεν ἀνθρώποιο.
Καὶ τάχα δ' ἐκ γαίης ἐλπίζομεν ἐς φάος ἐλθεῖν
Λείψαν' ἀποιχομένων ὀπίσω δὲ θεοὶ τελέθονται.

«Es ist gottlos die Ueberreste des Menschen zu zerstreuen; denn wir hoffen, die Asche und die Gebeine der Todten werden zum Lichte zurückkehren und ähnlich werden den Göttern.»

---

*) Hyde. relig. Pers. Plut. de Is. et Osir.
**) Diod. et Herod.
***) Bocchus in Solin. cap. 8. Lact. lib VII. cap. 29; lib. IV, cap. 15, 18 et 19.
****) Lib. VII. cap. 55.

Virgilius spricht dunkel von der Glaubenslehre der Auferstehung in dem sechsten Buche der Aeneis.

Aber wie vermögen die in die Urstoffe zerstreuten Atome sich wieder zu vereinigen, und die nämlichen Körper zu bilden? Schon längst machte man diesen Einwurf, und der größte Theil der Väter antwortete darauf. *) «Erkläre mir, wie du bist, sagt Tertullianus, und ich will dir sagen, wie du seyn wirst.» **)

Nichts ist ergreifender und furchtbarer als jener Augenblick, welchen das Christenthum für das Ende der Jahrhunderte verkündet.

In jener Zeit werden Zeichen geschehen an den Himmeln; der Born des Abgrunds wird sich öffnen; die sieben Engel werden die volle Schale des Zornes ausgießen; die Völker werden sich unter einander metzeln; die Mütter werden das Geschrei der noch Ungebornen im eigenen Schooße hören, und der Tod wird die Königreiche auf seinem fahlen Pferde durchreiten. ***)

---

*) S. Cyrill. Epis. Hyerosol. Catech. XVIII. S. Greg. Nic. Orat. pro Res. carn. S. August. de Civ. Dei, lib. XX. S. Chrys. Homel. in Resur. carn. S. Greg. pap. dial. IV. S. Amb. Serm. in Fid. res. S. Epiph. Ancyrot. p. 38.

**) In Apologet.

***) Apoc. c. VI. v. 8.

Indeß wankt die Erde auf ihren Grundlagen: der Mond bedeckt sich mit einem blutigen Schleier; die Gestirne hängen halb abgerissen an ihrem Gewölbe; das Hinsterben der Welt beginnt; plötzlich erschallt die Schreckensstunde des Gerichtes; Gott hält die Fluthen der Schöpfung an, und die Welt ist vorübergegangen wie ein ausgetrockneter Strom.

Dann vernimmt man die Trompete von dem Engel des Gerichtes. Er ruft: Steht auf ihr Todte! Surgite mortui! Die Gräber spalten sich, das Menschengeschlecht steigt aus dem Grabe und die Geschlechter versammeln sich in Josaphat.

Der Sohn des Menschen erscheint in den Wolken; die Gewalten der Hölle entsteigen der Tiefe des Abgrundes, um beim letzten Gerichte zu zeugen, welches über die Jahrhunderte ergeht. Die Böcke und die Schafe werden geschieden; die Bösen versinken in den Höllenschlund; die Gerechten steigen in die Himmelsräume. Gott kehrt wieder zur Ruhe zurück, und überall herrscht die Ewigkeit.

Achter Abschnitt.

Seligkeit der Gerechten.

Man fragt, worin jene Fülle des himmlischen Glückes bestehe, welche das Christenthum der Tu-

gend verheißt, man klagt über die allzugroße Dunkelheit. «In dem Systeme der Mythologie, sagt man, konnte man sich ein Bild von den Freuden der beglückten Schatten entwerfen; aber wie soll man die Seligkeit der Auserwählten begreifen?»

Fenelon errieth sie doch, jene Seligkeit, als er den Telemach in den Aufenthalt der Abgeschiedenen steigen läßt; sein Elysium gleicht offenbar dem christlichen Paradiese. Man vergleiche seine Beschreibung mit dem Elysium der Aeneis, und man wird finden, welchen Fortschritt das Christenthum in die Vernunft und in das Herz des Menschen brachte.

«Ein reines und sanftes Licht ergießt sich rings um die Körper dieser gerechten Menschen, und umgiebt sie mit seinem Strahle wie mit einem Gewande. Dieses Licht gleicht nicht dem düstern Lichte, welches die Augen der armen Sterblichen wie Halbdunkel erhellet; es ist vielmehr eine himmlische Glorie als ein Licht. Es durchdringt die dichtesten Körper viel zarter, als die Sonnenstrahlen den reinsten Kristall durchdringen. Es blendet nicht, vielmehr stärkt es die Augen, und trägt in die Tiefe der Seele eine gewisse Heiterkeit. Es allein ernährt die seligen Menschen; es strömt aus ihnen und kehrt in sie zurück; es durchdringt sie und verkörpert sich mit ihnen, so wie die Nahrungsstoffe sich mit uns verkörpern. Sie sehen es, sie

fühlen es, sie athmen es; es erzeugt in ihnen eine unversiegbare Quelle von Frieden und Freude; sie versenken sich in diesen Abgrund von Vergnügen, wie die Fische in das Meer; sie verlangen nichts weiter, sie haben Alles, ohne etwas zu besitzen; denn der Genuß dieses reinen Lichtes stillet den Hunger ihres Herzens. . . . Eine ewige Jugend, eine gränzenlose Seligkeit, eine ganz himmlische Glorie malt sich auf ihrem Antlitz, aber ihre Freude zeigt weder Flüchtigkeit noch Unzartheit. Es ist eine sanfte, edle, würdevolle Freude; es ist ein erhabener Hang zu Wahrheit und Tugend, welcher sie entzückt. Sie befinden sich ohne Unterbrechung, jeden Augenblick ihres Daseyns in jener Herzensbegeisterung, welche eine Mutter empfindet beim Wiedersehen eines theuren, todt geglaubten Sohnes; und diese Freude, welche bald wieder aus dem Herzen der Mutter weicht, entschwindet niemals dem Herzen dieser Menschen.» *)

Die schönsten Stellen des Phädon enthalten weniger himmlische Züge als dieses Gemälde; dennoch konnte Fenelon, eingeengt in die Grenzen seiner Dichtung, den Schatten nicht all jenes Glück ertheilen, welches er in den wirklich Auserwählten dargestellt haben würde. **)

*) Liv. XIX.

**) Die Rede über den Himmel von dem Abbé Poulle.

Das Reinste unserer Gefühle auf dieser Erde ist die Bewunderung; aber diese irdische Bewunderung mischt sich immer mit Schwäche, sowohl in dem bewundernden, als in dem bewunderten Gegenstande. Man denke sich aber ein vollkommenes Wesen, den Quell aller Wesen, in welchem man klar und heilig erkennt Alles, was war und ist und wird. Man setze zugleich eine Seele ohne Neid, ohne Bedürfniß, unzerstörbar, unveränderlich, unermüdet, fähig einer gränzenlosen Aufmerksamkeit. Man denke diese Seele in der Beschauung des Allmächtigen, wie sie in ihm ohne Unterbrechung immer neue Erkenntnisse und neue Vollkommenheiten entdeckt, wie sie von Bewunderung zu Bewunderung fortsteigt, und wie sie ihr Daseyn nur durch das verlängerte Gefühl dieser Bewunderung wahrnimmt. Man denke dann noch Gott als die höchste Schönheit, als die allgemeine Grundlage der Liebe; und endlich stelle man sich alle Freundschaften der Erde vor, welche in diesem Abgrunde von Gefühlen, wie Wassertropfen in dem Meere, sich verlieren oder vereinen, so daß die beglückte Seele nur Gott allein liebt, ohne doch aufzuhören, den Freunden von hiernieden hold zu seyn; zu allerletzt fasse man den Gedanken, daß der Auserwählte die innigste Ueberzeugung von dem Endlosen seines Glückes in sich trage;*) dann hat man eine Idee, obschon noch unvollkommen, von der Seligkeit der Gerechten; dann erklärt sich, daß der ganze Ausruf des Chores der Himmelsbewohner in den Accord sich auflöst: Heilig! heilig! heilig! Dieser Dreiklang verhallt und erschallt ewig in dem ewigen Entzücken der Himmelsräume.

*) Der heilige Augustinus.

Inhalt.

Erster Hauptheil.

Glaubenssätze und Lehre.

Seite

Viertes Buch.

Fortsetzung von den Wahrheiten der Schrift. Einwürfe gegen das System des Moses.

Erster Abschnitt. Zeitrechnung. 3
Zweiter Abschnitt. Logographie und Geschichtereignisse. Wort und That 9
Dritter Abschnitt. Sternkunde 22
Vierter Abschnitt. Fortsetzung. Naturgeschichte. Sündfluth 32
Fünfter Abschnitt. Jugend und Alter der Erde. 37

Fünftes Buch.

Gottes Daseyn bewiesen durch die Wunder der Natur.

Erster Abschnitt. Gegenstand dieses Buches . 41
Zweiter Abschnitt. Allgemeines Schauspiel des Weltalls 43
Dritter Abschnitt. Organism der Thiere und Pflanzen 47
Vierter Abschnitt. Naturtrieb der Thiere . 54
Fünfter Abschnitt. Gesang der Vögel. Er ist für den Menschen. Gesetz für die Schreie der Thiere 58

Seite
Sechster Abschnitt. Nester der Vögel . . . 63
Siebenter Abschnitt. Wanderung der Vögel. Wasservögel und ihre Sitten. Güte der Vorsehung 67
Achter Abschnitt. Vögel des Meers. Nutzen für den Menschen. Die Wanderungen der Vögel dienten wie Kalender den Ackerleuten in den alten Zeiten 74
Neunter Abschnitt. Fortsetzung von den Wanderungen. Vierfüßige Thiere . . . 82
Zehnter Abschnitt. Amphibien und Reptilien 89
Eilfter Abschnitt. Von den Pflanzen und ihren Wanderungen 97
Zwölfter Abschnitt. Zwei Ansichten der Natur 103
Dreizehnter Abschnitt. Das Physische des Menschen 110
Vierzehnter Abschnitt. Instinkte für's Vaterland 115

Sechstes Buch.

Unsterblichkeit der Seele. Beweis aus Sittlichkeit und Gefühl.

Erster Abschnitt. Trieb zur Glückseligkeit im Menschen 128
Zweiter Abschnitt. Reue und Gewissen . . 134
Dritter Abschnitt. Es gibt keine Sittlichkeit ohne ein anderes Leben. Verehrung des Menschen für die Gräber. Vermuthung für die Seele 139
Vierter Abschnitt. Von einigen Einwürfen . 142
Fünfter Abschnitt. Gefahr und Unbrauchbarkeit des Atheism 151
Sechster Abschnitt. Beschluß von den Glaubenssätzen des Christenthums. Belohnung und Strafe in einem andern Leben. Elysium der Alten 163
Siebenter Abschnitt. Jüngstes Gericht . . 167
Achter Abschnitt. Seligkeit der Gerechten . 171

Chateaubriand, François-René <<de>>, / Kronfels, Friedrich Karl <<von>>. /
Schnezler, Franz Xaver,

Sämmtliche Werke des Vicomte v. Chateaubriand, Pair von Frankreich nach der neuesten Orig.-Ausg. übers

Bd.: 30

Freiburg im Breisgau 1828

Passau, Staatliche Bibliothek -- S nv/Le (b) 13-29/31+2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11342672-6